DIE WELT BRAUCHT GOTT
UND DIE ZEUGEN
AUS SEINER KIRCHE

29. Theologische Sommerakademie in Augsburg 2022
Veranstalter: Initiativkreis katholischer Laien und Priester
in der Diözese Augsburg e. V.

Die Welt braucht Gott
und
die Zeugen aus seiner Kirche

Hrsg.: Gerhard Stumpf, Landsberg,
Eigenverlag: Initiativkreis, Februar 2023
ISBN 978-3-00-071225-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im lnternet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Copyright © 2023 Initiativkreis katholischer Laien und Priester in
der Diözese Augsburg e. V.
Alle Rechte vorbehalten unter Berücksichtigung der Autorenrechte.

Satz und Layout: Gerhard Stumpf
Cover: Teil eines Bildes aus der Loretokirche in Pribram
Foto: privat

DIE WELT BRAUCHT GOTT
UND DIE ZEUGEN
AUS SEINER KIRCHE

„Das Martyrium ist ein Geschehen der Liebe.
Es ist die Vergegenwärtigung
der hingebenden Liebe Christi
an die Brüder und Schwestern,
besonders gegenüber den Verfolgern,
und darin ein Erweis der Liebe zu Christus selbst.“

Helmut Moll

DIE WELT BRAUCHT GOTT

UND DIE ZEUGEN AUS SEINER KIRCHE

Inhaltsverzeichnis

Vorwort
Gerhard Stumpf 11

Die Geheimnisse des lichtreichen Rosenkranzes
Wolfgang Tschuschke 17

Seelsorge vom Feinsten.
Das Zeugnis des hl. Pfarrers von Ars
Markus Hofmann 47

Die Jungfrau von Orléans und ihre Tugenden
Marius Reiser 61

Martin Mosebach, ein Schriftsteller
der Gegenwart und Zeuge des Glaubens?
Monika Born 83

„Zeugen für Christus — Missionare und Missionarinnen
in Asien aus dem deutschen Martyrologium
Helmut Moll 103

Den Glauben in schweren Zeiten bewahren
und weitergeben
Alexander Krylov 129

Der Glaube und die Kirche – notwendig
für das ewige Leben
Ralph Weimann 139

Predigten

Der Heilige Geist ist auch heute noch erlebbar
Predigt in der hl. Messe in der
Basilika St. Ulrich und Afra
zur Eröffnung der Tagung am 7. Sept. 2022
Markus Hofmann 161

Mit Maria das Leben meistern
Predigt in der Basilika St. Ulrich und Afra
zum Abschluss der Tagung am 10. Sept. 2022
Ralph Weimann 167

Referenten 175 – 181

DIE WELT BRAUCHT GOTT UND DIE ZEUGEN AUS SEINER KIRCHE

Vorwort

Alles, was wir Menschen mit unseren Sinnen wahrnehmen, existiert nicht aus sich heraus, sondern ist bedingt durch eine Ursache oder Einwirkung von außen. Schließlich ist die Gesamtheit der wahrnehmbaren Welt in den einzelnen Dingen wie auch als Kosmos verursacht. Wir sagen dies im Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde." Der Urgrund alles dessen, was existiert, ist Gott. Mit dem Bekenntnis zu seiner Allmacht glauben wir, dass er alles geschaffen hat und als Schöpfer auch alles erhält. Ps 19,2: „Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, vom Werk seiner Hände kündet das Firmament." Ps 24,1: „Dem Herrn gehört die Erde und was sie erfüllt, der Erdkreis und seine Bewohner."

Das einzige Geschöpf auf der Erde, dem Gott die Fähigkeit gegeben hat, ihn in seiner Allmacht zu erkennen und auch anzuerkennen, ist der Mensch. Aber Gott zwingt den Menschen nicht zu dieser Erkenntnis. Er hat dem Menschen als seinem Abbild einen freien Willen gegeben, den der Mensch aktivieren muss, wenn er die ihm geschenkte Welt betrachtet und zum Staunen kommen will. Ps 105,4.5: „Fragt nach dem Herrn und

seiner Macht, sucht sein Antlitz allezeit! Denkt an die Wunder, die er getan hat, an seine Zeichen und die Beschlüsse aus seinem Mund!“

Wer nun die Welt ohne Gott denken will, sollte die Konsequenzen bedenken. Psalm 36,2 - 5. „Der Frevler spricht: ‚Ich bin entschlossen zum Bösen.‘ In seinen Augen gibt es kein Erschrecken vor Gott. Er gefällt sich darin, sich schuldig zu machen und zu hassen. Die Worte seines Mundes sind Trug und Unheil; er hat es aufgegeben, weise und gut zu handeln.“ Wer also sein Leben und die Welt ohne Gott denkt, beseitigt damit nicht Gott, sondern öffnet dem Bösen, der Sünde Tür und Tor. Damit der Mensch aber auf den Wegen Gottes gehe, erhielt das Volk Israel und damit auch für alle Völker die Zehn Gebote auf dem Berg Sinai. In Geboten und Verboten wird den Menschen ein Katalog von Grundwerten gegeben, die eigentlich schon in der Natur der Menschen vorhanden sind, jetzt aber nicht mehr nur als individuelle persönliche Wertordnung angesehen, sondern als eine objektive allgemein gültige Wertordnung vorgelegt werden. Auf diese Wertordnung werden dann im Laufe der Geschichte des Volkes Israel immer wieder die Propheten verweisen. Gott beruft aus dem Volk die Menschen, die, ob gelegen oder ungelegen, die Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes verkünden. Was aber Gott verkünden lässt, darf nicht gegen seinen Willen umgedeutet und dem Zeitgeist angepasst werden. Gott spricht zu Jesaja (43,10 ff.): „Spruch des Herrn ...Vor mir wurde kein Gott erschaffen, und auch nach mir wird es keinen geben. Ich bin Jahwe, ich, und außer mir gibt es keinen Retter.“ Jes. 43,12.13: „Ich allein bin Gott, auch künftig werde ich es sein.“

„Der Herr hat sein Heil bekannt gemacht und sein gerechtes Wirken enthüllt vor den Augen der Völker“ (Psalm 98,2). Diese Offenbarung Gottes bietet uns das Alte Testament, das uns aber zur letzten unüberbietbaren Offenbarung Gottes im Neuen Testament führt. Gott selbst wird Mensch. Jesus ist das menschgewordene Wort Gottes. Der Heilige Geist gibt Zeugnis

über Jesus bei der Taufe im Jordan: „Der Heilige Geist kam sichtbar in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden“ (Lk 3,22). Das Markus-Evangelium (Mk 1,11) nennt eine Stimme aus dem Himmel, die Jesus ebenso als „geliebten Sohn“ anspricht. Der Apostel Johannes bezeugt: „Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht“ (Jo 1,18).

Als Jesus zum Tagesgespräch der Menschen geworden war und die Menschen darüber diskutierten, wer eigentlich Jesus sei, stellte Jesus an die von ihm berufenen Jünger folgende entscheidende Frage, die sein Selbstverständnis betraf und das Fehlurteil der Menschen offenlegte, aber den Weg zur wahren Erkenntnis aufzeigte. In Caesarea Philippi fragte Jesus seine Jünger: *„Für wen halten die Leute den Menschensohn? Sie sagten: Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten. Da sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Simon Petrus antwortete: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes! Jesus sagte zu ihm: Selig bist du, Simon Barjona; denn nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Ich aber sage dir: Du bist Petrus und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein“ (Mt 16,14ff).* Die Antwort des Petrus „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“ wird von Jesus selbst bestätigt. Menschen können und konnten diese Antwort nicht geben. Die Antwort des Petrus ist die Offenbarung des Vaters Jesu im Himmel. Uns liegt auch nicht ein Forschungsergebnis des Petrus vor. Seine Aussage ist nicht denkerische Leistung. So bleibt bis auf den heutigen Tag das Bekenntnis. Gott spricht durch

Petrus und die Selbstaussage Gottes ist und bleibt die Wahrheit für Zeit und Ewigkeit. In der Folge der Selbstoffenbarung Gottes eröffnet Jesus eine Perspektive für die Zukunft. Petrus und sein Glaubensbekenntnis sind der Felsen, auf den Jesus seine Kirche baut, die keine Macht zerstören kann. Jesus überträgt dann dem Petrus in dieser Kirche die Schlüssel zum Himmelreich, die Binde- und Lösegewalt.

Die Theologische Sommerakademie will sich in Wort und Sakrament als lebendige Glaubensgemeinschaft in dieser Kirche einbringen. Beides empfängt sie von der Kirche und gibt sie durch ihre Teilnehmer als Glaubensverkündigung weiter. „Wer euch hört, der hört mich, und wer euch ablehnt, der lehnt mich ab; wer aber mich ablehnt, der lehnt den ab, der mich gesandt hat“ (Lk 10,16). Aus solchen Worten wird klar, dass der Glaube und die Kirche für das ewige Leben notwendig sind (Ralph Weimann). dass die Kirche in der Nachfolge Christi den Glauben in schweren Zeiten bewahrt und weitergibt (Alexander Krylov) und Menschen ihr Leben für den Glauben als Martyrer einsetzen (Helmut Moll). Lebendig bleibt der Glaube durch das Gebet (Wolfgang Tschuschke), durch Schriftsteller wie Martin Mosebach (Monika Born) und das Gedenken namhafter historischer Personen wie des Pfarrers von Ars (Markus Hofmann) und der Jungfrau von Orléans (Marius Reiser).

Die Kirche mit ihren Gläubigen gibt seit der Gründung durch Jesus Christus Zeugnis von der Existenz des dreifaltigen Gottes und wird so jede Art von Atheismus (Gottlosigkeit) überwinden (Ziegenaus), weil Christus seine bleibende Gegenwart in der Kirche zugesagt hat.„Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“(Mt 28,20).

Am Fest Mariä Verkündigung 2023

Gerhard Stumpf

Die Geheimnisse des lichtreichen Rosenkranzes

Wolfgang Tschuschke

Die Kirche wird gegenwärtig geschüttelt von einer Krise, wie wir alle sie noch nicht erlebt haben. Vor zwanzig Jahren und auch noch vor fünfzehn Jahren haben wir uns nicht vorstellen können, in welche Bedrängnis die Kirche einmal geraten könnte. Wir fragen uns: Was sollen wir tun? Was können wir tun? Können wir überhaupt etwas tun?

John Henry Newman, der große heilige englische Theologe, hat diese Krise der Kirche schon vor mehr als 150 Jahren heraufziehen gesehen. 1879 wird er zum Kardinal ernannt, er fährt nach Rom, um diese Ehrung entgegenzunehmen, und hält eine Rede, die berühmte Biglietto-Rede.[1] Da beschreibt er die Situation der Kirche in der Krise. Eine „große Apostasie" sieht er überall, Abfall vom Glauben. Als Ursache dafür macht er den Geist des Liberalismus in der Religion aus. „Über 30, 40, 50 Jahre lang hin habe ich mich unter vollem Einsatz meiner Kräfte dem Geist des Liberalismus in der Religion widersetzt."

Was damals nur solche hellsichtigen Menschen wie der hl. John Henry erkennen konnten, sehen wir heute überdeutlich. Die große Apostasie überall. Am Ende seiner Rede kommt der

[1] Günter Biemer und James Derek Holmes (hg): *Leben als Ringen um die Wahrheit. Ein Newman Lesebuch*; Mainz 1984, S. 100-112

Heilige auf unsere Fragen zu sprechen: Was sollen wir tun? Was können wir tun? Können wir überhaupt etwas tun? Er antwortet darauf: „In der Regel hat die Kirche nichts anderes zu tun, als in Zuversicht und Frieden weiterhin die eigenen, ihr geziemenden Pflichten zu erfüllen: still zu halten und auf die Erlösung Gottes zu blicken."

Wer den Rosenkranz betet, macht genau dieses: Er hält still und blickt auf die Erlösung Gottes. Deswegen ist der Rosenkranz so wichtig gerade heute in dieser Stunde der Kirche.

Zwischen Liturgie und Privatgebet

Der Rosenkranz ist eine Frömmigkeitsübung ganz eigener Art. Er befindet sich in einer Art Zwischenbereich, nämlich zwischen Liturgie und Privatgebet. Die Liturgie ist von der Kirche klar und verbindlich geordnet. Leider begegnet sie uns hierzulande nicht immer in der von der Kirche gewünschten Form. Aber das ist ein eigenes Problem. Grundsätzlich ist die Liturgie verbindlich geordnet. Etwas anderes ist das Privatgebet. Da gibt es keine Regeln. Jeder Gläubige ist ganz und gar frei in seinem Beten – wie es ihm das Herz eingibt. Diese beiden Grundformen des Betens sind aufeinander bezogen. Die eine kann ohne die andere nicht existieren. Die Liturgie braucht das Privatgebet, und das persönliche Beten braucht die kirchlich geordnete Liturgie. Der Rosenkranz steht nun irgendwo zwischen Liturgie und Privatgebet. Er hat eine von der Kirche geordnete Form, aber nicht mit Verpflichtungscharakter. Die Kirche reglementiert das private Beten der Gläubigen nicht, aber sie will bestimmte Gebete und Gebetsweisen empfehlen, fördern und verbreiten. Dafür hat sie ein Instrument, das wenigstens in der Vergangenheit sehr wirksam war: den Ablass. Bestimmte Gebete werden durch Ablässe ausgezeichnet. So auch der Rosenkranz. Die Kirche sagt damit den Gläubigen: Betet so, gebraucht diese Gebete und Frömmigkeitsformen; die Kirche

steht mit ihrer Autorität dahinter. Das Privatgebet wird damit nicht zur Liturgie, aber es rückt in die Nähe der Liturgie. Und dadurch, das ist auch ganz wichtig, wird ein gemeinschaftliches Gebet ermöglicht. Der Engel des Herrn, der Kreuzweg, der Rosenkranz: Privates Gebet wird zum gemeinschaftlichen Besitz der Gläubigen; ein kostbarer Besitz, ein großer Reichtum der katholischen Kirche. Wenn wir uns in der Ökumene umschauen: Andere Kirchen oder kirchliche Gemeinschaften kennen diesen Zwischenbereich zwischen Liturgie und Privatgebet nicht. Und deswegen haben sie kein dem Rosenkranz vergleichbares Volksgebet.

Insofern der Rosenkranz dem Privatgebet zugehört, kann er unzählige Variationen erfahren. Da gibt es den Kleinen Rosenkranz zum Jesuskind, den Tränen-, den Blutränen- und den Liebesflammenrosenkranz, den Priesterrosenkranz und den Immakulatarosenkranz, der seinen Ursprung hier in Marienfried hat.[2] Viele dieser Variationen des Rosenkranzgebetes gehen auf Privatoffenbarungen zurück, anerkannte und auch von der Kirche nicht anerkannte. Das alles darf sein und hat auch seinen Platz in der katholischen Kirche. Aber die Kirche unterscheidet hier. Sie pflegt und kultiviert diesen Garten. Nur für den klassischen Rosenkranz gewährt sie einen Ablass, das heißt also für die jeweils fünf freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen Geheimnisse. Im 15. Jahrhundert haben sich diese Geheimnisse herauskristallisiert, und Papst Pius V. hat sie 1569 offiziell bestätigt.

In den letzten 150 Jahren haben die Päpste immer wieder uns, den Gläubigen, das Rosenkranzgebet ans Herz gelegt. Leo XIII. begann 1883 eine ganze Reihe von Rosenkranzenzykliken. Seine Nachfolger haben ebenfalls Enzykliken oder Apostolische Schreiben über den Rosenkranz herausgegeben, Pius XI., Pius XII., Johannes XXIII., Paul VI., und zuletzt der hl. Johannes Paul II. im Jahre 2002. Durch alle diese päpstlichen

---

2 *Eine sehr gut gestaltete und gepflegte Internetseite gibt darüber erschöpfende Auskunft*: http://www.rosenkranzgebete.de

Schreiben zieht sich der Gedanke hindurch, dass der Rosenkranz vor allem betrachtendes Gebet sein soll. Dieser Vorrang der Betrachtung wird noch einmal durch eine Ablassgewährung gestützt. Im aktuell gültigen Ablassbuch von 1986 heißt es: „Für die Gewinnung des vollkommenen Ablasses gilt: … Das mündliche Gebet muss von der geistlichen Betrachtung der Geheimnisse begleitet sein – pia mysteriorum meditatio." Ohne die Betrachtung kann man einen Teilablass gewinnen, mit der Betrachtung dagegen einen vollkommenen Ablass – unter den üblichen Bedingungen.

Mündliches Gebet und Betrachtung

Der Rosenkranz besteht aus zwei Elementen: mündliches Gebet und Betrachtung. Das mündliche Gebet richtet sich an die Gottesmutter. Wir grüßen sie und gehen dann zur Bitte über: Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder. Die Gebetsworte sollen mit der Betrachtung verbunden werden. Gegenstand der Betrachtung ist die Gestalt Jesu, des Herrn. Die Verbindung dieser beiden Elemente ist etwas ganz Eigenartiges und Einzigartiges. Romano Guardini hat das sehr schön beschrieben in seiner „Vorschule des Betens": „Das Wesen des Rosenkranzes besteht darin, dass Gestalt und Schicksal des Herrn im Lebensbereich seiner Mutter erscheinen. Der Betende betrachtet fünfzehn Ereignisse des Herrenlebens; aber nicht in ihnen selbst, sondern aus dem Herzen derer heraus, die ihm von allen Menschen am nächsten stand. Und nicht bloß einfach nachdenkend, sondern eingebettet in die immer wiederkehrenden Worte des ‚Ave Maria'. Dieses Ineinander zu vollziehen ist die eigentliche Form des Rosenkranzgebetes, und man muss es lernen."[3]

Eine durchaus anspruchsvolle Gebetsweise! In den vorhin erwähnten Variationen des Rosenkranzes tritt das Element der Betrachtung in den Hintergrund oder fehlt ganz. Da haben wir

[3] Romano Guardini, Vorschule des Betens, 7. Auflage 1964, 157.

dann nur noch Bittgebete in bestimmten Anliegen. Das Ineinander von mündlichem Gebet und Betrachtung ist offensichtlich wirklich nicht leicht. „Man muss es lernen“, wie Guardini sagt, und wer es einigermaßen gelernt hat, muss immer neu Sorgfalt darauf verwenden. Papst Paul VI. sagt in seinem Apostolischen Schreiben *Marialis Cultus*: „Von seiner Natur her verlangt das Rosenkranzgebet einen ruhigen Rhythmus und ein längeres besonnenes Verweilen, was im Betenden die Betrachtung der Geheimnisse des Lebens des Herrn fördert“ (Nr. 47). Betrachtung kann nur bei „längerem besonnenen Verweilen“ gelingen.

In unser Mariengebet, in das Ave Maria, ist dieses Ineinander, wie mir scheinen will, schon anfänglich hineingelegt. Denn im Zentrum dieses Mariengebetes steht der Name Jesu, des Herrn … die Frucht deines Leibes, Jesus. Im lateinischen Text steht der Name Jesus ganz genau in der Mitte: 15 Worte – Ave Maria, gratia plena… − „Jesus“ − und wieder 15 Worte – Sancta Maria, mater Dei ... Der Name Jesus ist die Mitte unseres Mariengebetes. Durch das Ave Maria und die Betrachtung der Gestalt des Herrn wird der Rosenkranz zu einem marianischen Jesusgebet.

Übrigens, wenn man das ernstnimmt, kann man mit gutem Gewissen den Rosenkranz vor ausgesetztem Allerheiligsten beten. Die strengen Liturgiker haben dabei ganz ohne Grund Bauchschmerzen.

Die Betrachtungspunkte

Was aber betrachten wir? Im klassische Rosenkranz, dem freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen, betrachten wir die Menschwerdung und Kindheit Jesu, des Herrn, sodann sein Leiden und seinen Tod am Kreuz; schließlich blicken wir auf seine Verherrlichung durch Auferstehung und Himmelfahrt, und führen uns vor Augen, wie er seine Mutter hineingenommen hat in seine Herrlichkeit.

Eigentlich ist das eine merkwürdige Auswahl von Betrachtungspunkten, die uns die Kirche hier vorlegt. Wenn wir einmal das Lukasevangelium hernehmen, ergibt sich folgendes Bild: Die freudenreichen Rosenkranzgeheimnisse finden wir in den ersten beiden Kapiteln; die schmerzhaften und glorreichen Geheimnisse in den letzten drei Kapiteln und am Anfang der Apostelgeschichte. Dazwischen sind 18 Kapitel, die das Wirken und die Worte des Herrn überliefern. Sie werden nicht berücksichtigt. Dort aber erscheint Jesus, der Herr, als Heiler, als Exorzist, Prophet und Lehrer, wir hören von der Berufung der Apostel und ihrer Formung, von seinem Eintreten für soziale Gerechtigkeit und von seiner Auseinandersetzung mit den Pharisäern und Schriftgelehrten. Mit anderen Worten, es ist genau das ausgeblendet, was man seit den 1968er Jahren „die Sache Jesu“ nennt. Und – das kann man weiter einwenden – der ganze freudenreiche Rosenkranz steht auch auf historisch fragwürdigem Grund, denn die liberale Bibelwissenschaft sagt uns, dass die Überlieferungen von den Kindheit Jesu sämtlich legendär sind. Kann man, so müssen wir uns doch fragen, kann man die Gestalt Jesu, des Herrn, wirklich erfassen, wenn man eine so begrenzte Auswahl trifft?

Es gibt dazu eine Parallele. Das Glaubensbekenntnis. Da ist es ganz genau so. Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn, unser Herr, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus ... Auch hier springen wir von der Geburt des Herrn gleich zu seinem Leiden, Sterben und Auferstehen, und „die Sache Jesu“ wird nicht erwähnt.

Was meint die Kirche damit? Für den Glauben ist entscheidend, erstens wer der Herr ist – Sohn Gottes, des Vaters, und Sohn der Jungfrau Maria – zweitens, was er zu unserer Erlösung getan hat – Leiden und Kreuz – und drittens, wie der Vater ihn verherrlicht hat in Auferstehung und Himmelfahrt. Das ist der Kern des Glaubens, sagt das Glaubensbekenntnis. Und im Rosenkranz betrachten wir diesen Kern des Glaubens.

Die Kirche leitet uns dazu an, dass wir uns im Gebet auf diesen Kern des Glaubens konzentrieren. Denn man kann sich auch im Evangelium verirren, wenn ich das einmal so sagen darf. Es gibt recht viele verschiedene Jesusbilder. Die einen sehen in ihm einen Religionsstifter, andere einen Heiler und Exorzisten, wieder andere einen Weisheitslehrer, einen Propheten, einen Morallehrer usw. An allen diesen Bildern ist etwas Wahres dran, aber sie bleiben an der Außenseite. „Für wen halten die Menschen den Menschensohn", fragt der Herr seine Jünger bei Cäsarea Philippi (Mt 16,14 ff,). Sie sagten: „Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten. Da sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Simon Petrus antwortete und sprach: Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!" Die Leute haben etwas Richtiges gesehen, aber sie bleiben bei der Außenseite. Petrus hat erkannt, wer der Herr ist. Ihm hat sich das Geheimnis der Person Jesu erschlossen. Er sieht die Innenseite. Die Kirche leitet uns an, dieses Geheimnis zu bekennen und es im Rosenkranz zu betrachten. Deswegen diese Auswahl von Betrachtungspunkten, von Geheimnissen.

Der lichtreiche Rosenkranz

Aber nun der lichtreiche Rosenkranz. Papst Johannes Paul II. hat am 16. Oktober 2002, genau am Beginn des fünfundzwanzigsten Jahres seines Pontifikats, ein Apostolisches Schreiben über den Rosenkranz vorgelegt: *„Rosarium Virginis Mariä" (RVM)*. Schon dieses Datum zeigt, dass der Rosenkranz ihm ein Herzensanliegen ist. Es lohnt sich, dieses Schreiben immer wieder einmal zur Hand zu nehmen. Der Rosenkranz ist Betrachtung des Antlitzes Christi, eine Kurzfassung des Evangeliums (RVM 18). Er bezieht sich dabei zunächst immer auf die klassischen Geheimnisse. Und er ergänzt sie durch fünf neue Geheimnisse, mysteria luminis, die lichtreichen Geheimnisse. Das soll nicht verpflichtend sein. Ausdrücklich sagt der

Papst, dass er „es den Einzelnen und den Gemeinschaften überlässt, davon Gebrauch zu machen“ (RVM 19). Wenn man diese neuen Geheimnisse aufnimmt, empfiehlt er eine neue Verteilung auf die Wochentage: am Montag, Dienstag und Mittwoch geht man wie bisher den Weg von der Verkündigung an Maria bis zu ihrer Verherrlichung, am Freitag betrachtet man weiterhin die Passion, am Sonntag Ostern, der Samstag als ein Tag der Marienverehrung bekommt die freudenreichen Geheimnisse, und dann bleibt für den Donnerstag der lichtreiche Rosenkranz.

Mit ihm soll die Lücke zwischen Kindheit und Passion des Herrn geschlossen werden. Der Papst schreibt: „Damit sich der Rosenkranz in einem umfassenderen Sinne des Wortes ‚Kompendium des Evangeliums‘ nennen kann, ist es sinnvoll, die Betrachtung auch auf einige besonders bedeutende Momente des öffentlichen Lebens Jesu zu lenken“ (RVM 19).

Was sind das nun für Geheimnisse, was wird uns da zur Betrachtung vorgelegt? Gehen wir sie der Reihe nach durch.

Erstes Gesätz: Die Taufe des Herrn

Jesus, der Herr, der ohne Sünde ist, reiht sich ein unter die Sünder, die dem Täufer Johannes an den Jordan gefolgt sind und lässt sich zusammen mit ihnen taufen. Er willigt ein in den Plan Gottes. Johannes, der diesen Plan Gottes nicht kennt, will dabei nicht mitwirken. „Ich müsste von dir getauft werden und du kommst zu mir?“ Der Herr aber erfüllt im Gehorsam seine Sendung. „Lass es nur zu! Denn so können wir die Gerechtigkeit ganz erfüllen.“ Das ist Solidarität mit den sündigen Menschen, und noch viel mehr, wie der hl. Paulus in äußerster Zuspitzung sagt: „Gott hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden“ (2Kor 5,21). Das nimmt Jesus an.

Auf den Gehorsam des Sohnes antwortet die Stimme aus dem Himmel, die Stimme des Vaters: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe“ (Mt 3,17).

In einem Evangelium, das nicht in den Kanon aufgenommen wurde, dem Ebioniten-Evangelium heißt es: „Und sogleich umstrahlte den Ort ein helles Licht“[4]. Das ist fromme Ausmalung, aber sehr treffend. Papst Johannes Paul sagt dasselbe in seinem Rosenkranzschreiben: „Die Taufe im Jordan ist ganz besonders ein Geheimnis des Lichtes“ (21). Jesus, der Herr, steht vor uns im Licht des Himmels. Wir können erkennen, wer er ist.

Zunächst: Denn die Taufe des Johannes dient der Sündenvergebung „eine Taufe der Umkehr zur Vergebung der Sünden“ (Mk 1,4). Jesus, der Herr, reiht sich ein in die Zahl der Sünder. Mit ihnen steht er an, um sich von Johannes untertauchen zu lassen. Die Pharisäer und Gesetzeslehrer verhalten sich anders. Sie lassen sich nicht taufen. Und damit, sagt der hl. Lukas, handeln sie gegen den Willen Gottes. „Die Pharisäer und die Gesetzeslehrer haben den Willen Gottes für sich selbst abgelehnt und sich von Johannes nicht taufen lassen“ (Lk 7,30). Jesus aber ist gekommen, um den Willen Gottes bis in Kleinste zu erfüllen. „Lass es jetzt zu!“, antwortet er dem Täufer Johannes, der es von sich weisen will, den Herrn zu taufen. „Ich müsste von dir getauft werden und du kommst zu mir?“ „Lass es nur zu! Denn so können wir die Gerechtigkeit ganz erfüllen.“ Dazu ist der Herr gekommen, die Gerechtigkeit ganz zu erfüllen.

Denn wenn Johannes am Jordan die Menschen tauft, verwirklicht er nicht eine eigene Idee, sondern er verwirklicht Gottes Plan. „Woher stammte die Taufe des Johannes?“, fragt Jesus die Hohepriester und die Ältesten des Volkes, als Johannes schon nicht mehr lebte. Woher stammt seine Taufe? „Vom Himmel oder von den Menschen?“ (Mt 21,25). Die falsche Antwort „von den Menschen“ können sie nicht geben, aus Furcht vor den Leuten. Und weil sie sich ja nicht haben taufen

[4] Epiphanius, Adversus Haereses 30,13,7

lassen, können sie auch die richtige Antwort nicht geben. Denn die richtige Antwort lautet: Die Taufe des Johannes stammt vom Himmel.

„Lass es jetzt zu!“ (Mt 3,15), sagt der Herr zu Johannes. In der Einheitsübersetzung lesen wir: „Lass es nur zu!“ Leider hat man das auch in der neuen Fassung nicht gebessert. Denn hier steht ein Zeitadverb: jetzt. „Lass es jetzt zu!“ Jetzt gilt diese göttliche Ordnung. Und jetzt erfordert es auch für Jesus die Gerechtigkeit, sich von Johannes taufen zu lassen. Denn mit seiner Menschwerdung hat er vom Vater den Auftrag übernommen, die Sünde der Welt zu tragen. Johannes bezeugt das: Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt! (Joh 1,29). Jetzt oder „in dieser Stunde“, um es mit einem Begriff des Johannesevangeliums zu sagen, ist er der, den der Vater „für uns zur Sünde gemacht hat“ (2 Kor, 5,21). Das nimmt er im Gehorsam an.

In seiner Taufe nimmt er seinen Kreuzestod vorweg. Er steigt hinab in das Wasser und lässt sich darin untertauchen – Zeichen und Sinnbild des Todes, den er auf sich nehmen will. Denn das Wasser wird in der Heiligen Schrift zuerst als Bedrohung, als lebens- und gottfeindliche Macht erlebt und verstanden. So hat der Herr auch von seinem Tod unter dem Bild der Wassertaufe gesprochen. „Ich muss mit einer Taufe getauft werden und wie bin ich bedrängt, bis sie vollzogen ist“ (Lk 12,50).

Die Stimme aus dem Himmel, die Stimme des Vaters, bestätigt ihn darin und proklamiert ihn in seiner Sendung. „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Mt 3,17, Übers. Gnilka[5]). Die allerheiligste Dreifaltigkeit ist anwesend: der Sohn in der Gestalt seiner Niedrigkeit, der Vater als Stimme vom Himmel, der Heilige Geist in Gestalt einer Taube (Lk 3,22). Das Geheimnis der Person Jesu enthüllt sich vor unseren Augen.

---

5 Joachim Gnilka, Das Matthäusevangelium, 1. Teil, HthK, 1986, S. 74

In dem schon erwähnten Ebioniten-Evangelium finden wir eine Deutung der Taufe des Herrn, die sich bei oberflächlicher Lektüre der Texte nahelegt. Danach wäre Jesus bei der Taufe zum Gottessohn eingesetzt oder adoptiert worden. Der Heilige Geist sei in Gestalt einer Taube nicht nur herabgekommen, sondern in Jesus hineingegangen. Aber das sagen unsere kanonischen Evangelien eben nicht. Die liberale Exegese greift auf diese Adoptionsvorstellung gerne zurück. Dann kann man die Taufe Jesu psychologisch deuten als ein mystisches Berufungserlebnis. Aber damit trägt man etwas Fremdes in die Texte hinein. Denn das Evangelium zeigt uns Jesus, den Herrn, von Anfang an als den Sohn von Ewigkeit her, als einen der heiligen Dreifaltigkeit.

In seiner Taufe geht uns der Herr voran. Ein Kirchenvater, Maximus von Turin, hat das im 5. Jahrhundert sehr schön formuliert: „Vielleicht meint jemand: Wieso soll Christus gewaschen werden, da er doch rein ist? So höre: Christus wird getauft, nicht um durch das Wasser geheiligt zu werden, sondern um das Wasser zu heiligen, um durch die eigene Reinigung die Flut zu reinigen, die er berührt. Denn in der Weihe Christi geschieht die Große Weihe des Elementes. Als der Erlöser abgewaschen wurde, reinigte er alle Wasser der Welt für unsere Taufe. Der Brunnen wird für die Völker der Zukunft gereinigt, denen die Gnade der Taufe gespendet werden soll. Christus geht in der Taufe voraus, sein Volk, die Christen, sollen ihm folgen.“[6]

Unsere Taufe sollen wir also von der Taufe des Herrn im Jordan her verstehen. Taufe ist eben nicht Aufnahme in eine Gemeinde, so dass ein Vertreter des Pfarrgemeinderates noch ein Begrüßungswort sprechen müsste. Taufe darf sich auch nicht darin erschöpfen, dass ein Menschenkind im Kreis der Familie begrüßt wird. In unserer Taufe bekommen wir vielmehr Anteil am Herabsteigen des Sohnes in die Flut des Todes.

6 Zweite Lesung Lesehore 11. Januar, Lesejahr I

Und auch über uns öffnet sich der Himmel und wir bekommen Anteil an seiner Sohnschaft. Papst Franziskus hat das kürzlich in seinem Apostolischen Schreiben *„Desiderio Desideravi“* so gesagt: „Weil wir dem Wort geglaubt haben und in das Wasser der Taufe hinabgestiegen sind, sind wir Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch geworden.“ Durch die Taufe, sagt er weiter mit einer überaus schönen Formulierung, werden wir „Söhne im Sohn“ (DD 14 f.).

Zweites Gesätz: Die Hochzeit zu Kana

„Am dritten Tag fand in Kana in Galiläa eine Hochzeit statt“ (Joh 2,1). Das zweite lichtreiche Geheimnis. Es ist eng verbunden mit dem ersten Geheimnis, der Taufe des Herrn. Beide Male geht es um eine Theophanie, ein Aufleuchten der göttlichen Herrlichkeit. Der Evangelist bereitet uns darauf vor mit der Zeitangabe „am dritten Tag“. Es wird nicht ganz klar, von welchem Zeitpunkt an hier gezählt wird. Aber das Stichwort „drei Tage“ ist wichtig. Es ist eine Anleitung zum Verständnis des Weinwunders in Kana. Denn im Alten Bund geschah die große Theophanie am Sinai „am dritten Tag“. „Am dritten Tag, im Morgengrauen, begann es zu donnern und zu blitzen. Schwere Wolken ... gewaltiger Hörnerschall … Der ganze Sinai war in Rauch gehüllt, denn der HERR war im Feuer auf ihn herabgestiegen“ (Ex 19, 16f.). Die Theophanie in Kana geschieht ebenfalls am dritten Tag – allerdings im Verborgenen. Nur wenige der Beteiligten nehmen sie wahr. Der Speisemeister ist erleichtert und von einer Sorge befreit, die Gäste feiern fröhlich weiter, und der Bräutigam hat vielleicht gar nicht bemerkt, dass da ein Problem war. Das eigentliche Wunder geschieht sozusagen zwischen den Zeilen. Es wird nur gezeigt, wie die Diener große Krüge mit Wasser befüllen, es wird das Erstaunen auf dem Gesicht des Speisemeisters gezeigt. Die Jünger aber, obwohl sie erst wenige Tage dem Herrn nachfol-

gen, sehen das Wunder und erkennen, was da wirklich geschieht: Offenbarung der Herrlichkeit des Sohnes. „Und sie glaubten an ihn“, sagt der Evangelist.

Dieses zweite Geheimnis ist im lichtreichen Rosenkranz das einzige, in dem uns Maria, die Gottesmutter, begegnet. Das war sicher auch ein Grund für die Auswahl dieses Betrachtungspunktes. Hier in Kana sehen wir Maria in der ganzen Fülle ihrer Würde. Sie hat noch kein äußeres Zeichen der göttlichen Macht ihres Sohnes gesehen, noch keine Wundertat von ihm erlebt. und doch ist sie ganz sicher, dass er diese Macht hat und sie hier und für diese Menschen gebrauchen wird. „Was er euch sagt, das tut!“ Hans Urs von Balthasar schreibt dazu: „Das wohl schönste Wort Marias, die ihm alles anheimstellt und zugleich die Jünger in seinen Gehorsam einweist.“[7]

Haben wir im ersten Geheimnis, bei der Taufe, den Gehorsam betrachtet, den der Sohn dem Vater leistet – „lass es jetzt zu, denn so können wir die Gerechtigkeit ganz erfüllen“ – , so schauen wir jetzt auf den Gehorsam, der ihm als dem Herrn gebührt: „Was er euch sagt, das tut.“

Bei der Hochzeit in Kana zeigt sich, was wir von der Fürbitte der Gottesmutter erwarten dürfen. Zunächst weist der Herr seine Mutter zurück. „Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ „Meine Stunde“: wir haben schon bei der Taufe gesehen, dass das Leben und Wirken des Herrn sich in einem zeitlichen Konzept vollzieht, nach einem göttlichen Plan – „lass es jetzt zu.“ Für diesen Plan Gottes hat der Evangelist Johannes den Begriff „meine Stunde“. Seine Stunde wird kommen, wenn der Vater den Sohn verherrlicht in seinem Pascha und durch sein Pascha. In Gottes Plan ist die Stunde festgesetzt. Niemand kann die Stunde vorwegnehmen. Als sich einmal die Auseinandersetzung mit den Gegnern zuspitzt, heißt es: „Sie suchten ihn festzunehmen.“ Aber sie können es nicht. „Keiner legte Hand an ihn, denn seine Stunde war

7 Hans Urs v. Balthasar, Licht des Wortes, 2. Aufl. 1992, 242

noch nicht gekommen“ (Joh 7, 30). Nur Maria mit ihrer mächtigen Fürbitte kann den Herrn dazu bewegen, dass er hier in Kana handelt, bevor seine Stunde gekommen ist. Papst Johannes Paul II. sagt: Mit ihrem „durchdringenden Blick“ ist sie „fähig, im Innersten Jesu seine verborgenen Gefühle wahrzunehmen und seine Absichten zu erahnen“ (RVM 10).

Schließlich gilt es noch einen Aspekt dieses Geheimnisses zu erwägen. Die Kirche leitet uns in ihrer Liturgie dazu an. Sie richtet unser Augenmerk darauf, dass dieses erste Wunder des Herrn bei einer Hochzeit stattfindet. Das ist kein Zufall. Denn Jesus, der Herr, hat sich selbst als Bräutigam verstanden, Bräutigam seiner Braut, der Kirche. So verweist seine Teilnahme an dieser Hochzeitsfeier darauf, dass mit seinem Erscheinen die verheißene Hochzeit Gottes mit seinem Volk beginnt. Die Kirche redet davon am Hochfest der Erscheinung des Herrn. „Dreikönig“ nennt man dieses Fest für gewöhnlich. Es hat aber eigentlich drei Inhalte: Die Anbetung der Weisen, die Taufe des Herrn und das Weinwunder in Kana. Und so beten wir im Stundengebet an diesem Fest in der Antiphon zum Benedictus: „Die Kirche wird dem himmlischen Bräutigam vermählt: Im Jordan wäscht Christus sie rein von ihren Sünden. Die Weisen eilen mit Geschenken zur königlichen Hochzeit. Wasser wird in Wein gewandelt und erfreut die Gäste.“ Die beiden ersten Geheimnisse, Taufe und Weinwunder in Kana, sind also noch einmal auf einer höheren symbolischen Ebene miteinander verbunden.

Drittes Gesätz: Die Verkündigung des Reiches Gottes

Dieses dritte Geheimnis des lichtreichen Rosenkranzes hat einen besonderen Charakter. Alle anderen Geheimnisse beziehen sich auf eine bestimmte Geschichte oder Szene des Evangeliums, auf eine einzelne Perikope, die der Betrachtung zugrunde liegt. Wir haben dann immer ein klares und festumrissenes Bild

beim Beten vor Augen . Das ist hier nicht der Fall. Denn der Herr hat nicht nur einmal gepredigt. Das ganze Evangelium ist durchzogen von der Verkündigung und den Reden des Herrn. Seine Predigt geht in zwei Richtungen. Zuerst nach außen: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Mit diesem Bußruf sammelt der Herr die Menschen, er ruft sie hinein in die Kirche. Denen, die diesen Ruf gehört haben und ihm folgen, gilt die andere Art der Predigt, die nach innen gewandte, die Lehre: Darlegung des Glaubens, Anleitung zum rechten Handeln, Abgrenzung von und Auseinandersetzung mit den Gegnern.

Was also soll man sich vor Augen führen bei diesem dritten Geheimnis? Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Ich mache es so und schlage es hier vor, dass ich aus dem großen Angebot eine Szene auswähle und mir vor Augen stelle: die Bergpredigt. „Als Jesus die vielen Menschen sah, stieg er auf den Berg. Er setzte sich und seine Jünger traten zu ihm. Und er öffnete seinen Mund, er lehrte sie und sprach“ (Mt 5, 1f.).

Wieder sollen wir dabei an den Sinai denken, den Offenbarungsberg des Alten Bundes. Wenn sich jetzt Jesus, der Herr, auf den Berg setzt, zeigt er sich als der neue Mose auf dem neuen Sinai. Im Alten Bund hieß es: „Zieh um das Volk eine Grenze und sag: Hütet euch, auf den Berg zu steigen oder auch nur seinen Fuß zu berühren! Jeder, der den Berg berührt, hat den Tod verdient“ (Ex 19,12). Der neue Sinai, der Berg des Neuen Bundes aber ist berührbar. Das Volk darf ihn betreten. Die Exegese hat aus dem Zusammenhang des Matthäusevangeliums gezeigt, dass die „vielen Menschen“, die Volksscharen, die auf dem Berg dem Herrn zuhören, das ganze Israel repräsentieren. Wir sehen im Vorgriff die hierarchisch geordnete Kirche: Der Herr auf dem Berg sitzend, die Jünger bei ihm stehend und das hörende Volk.

Ich habe dieses Bild vielleicht auch deshalb zur Betrachtung gewählt, weil ich das Glück hatte, einmal im Heiligen Land auf dem Berg geweilt zu haben, den die Tradition als den Berg der

Seligpreisungen bezeichnet. Das ist ein Ort, der einem vor Augen führen kann, was das bedeutet: der neue Sinai.

Die Betrachtung braucht nun aber noch mehr als dieses Bild mit seiner Symbolik. Wir müssen uns auch den Inhalt der Verkündigung Jesu vergegenwärtigen. Dazu eignen sich ganz gewiss die Seligpreisungen. „Selig, die arm sind vor Gott; selig die Trauernden, die Sanftmütigen; selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; die Barmherzigen, die rein sind im Herzen; die Frieden stiften, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen, ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 5,3-10). Damit beschreibt der Herr, was Jüngerschaft bedeutet. So leben die Jünger Jesu. Selig, die sich mit all ihrem Denken und Tun einlassen auf die Nachfolge Jesu, des Herrn. Und noch mehr. Im Tiefsten ist das Bild, das die Seligpreisungen zeichnen, ein Bild des Herrn selbst. Papst Benedikt sagt in seinem Jesus-Buch: Die Seligpreisungen „stehen da wie eine verhüllte innere Biographie Jesu, wie ein Porträt seiner Gestalt“ (S. 104). Er ist der wahrhaft Arme, der wahrhaft Trauernde, der wahrhaft Sanftmütige, Barmherzige und Friedenstifter, er ist ganz und gar rein im Herzen und schaut deswegen immerfort Gott. Wieder der Papst Benedikt: „In den Seligpreisungen erscheint das Geheimnis Christi selbst, und sie rufen uns in die Gemeinschaft mit Christus hinein“ (a.a.O. 104).

Jesus zeigt sich auf dem neuen Sinai als der neue Mose, er sammelt und lehrt das neue Gottesvolk und verkündet so das Reich Gottes.

Das ist mein Zugang zu dem dritten Geheimnis, den ich hier anbiete. Man kann freilich noch ganz anders herangehen. Papst Johannes Paul II. setzt in seiner Vorstellung des lichtreichen Rosenkranzes andere Akzente. Er rückt die Barmherzigkeit Jesu, des Herrn, in den Mittelpunkt, die Vergebung der Sünden, die zum Sakrament der Versöhnung hinführt, das der Herr der Kirche geschenkt hat (RVM 21). „… der uns das Reich Gottes verkündet hat“ – hier tut sich ein weiter Raum auf.

Viertes Gesätz: Die Verklärung des Herrn

Geheimnis des Lichtes schlechthin ist die Verklärung, sagt Papst Johannes Paul II. (RVM 21). Wieder ein Berg, „Berg als Ort der besonderen Gottesnähe“[8]. Vor den Augen der drei engsten Jünger wird Jesus, der Herr, verwandelt. Er erscheint in einem überirdischen Licht, „seine Kleider wurden strahlend weiß, so weiß, wie sie auf Erden kein Bleicher machen kann“ (Mk 9,3). Die Jünger sollen mit dem Herrn nach Jerusalem hinauf gehen, damit er dort den Tod erleiden kann. Durch diese Epiphanie sollen sie vorbereitet werden auf das, was am Kreuz geschieht. Mose und Elija erscheinen und reden mit Jesus, nämlich, wie der hl. Lukas hinzufügt, „von seinem Ende, das er in Jerusalem erfüllen sollte“ (Lk 9,31). Die Jünger freilich sind völlig überfordert. Sie schlafen ein, werden dann aber wieder wach; Petrus redet Worte, die er selbst gar nicht versteht. „Er wusste nämlich nicht, was er sagen sollte; denn sie waren vor Furcht ganz benommen“ (Mk 9,6). Sie können nur noch den Blick abwenden von dem überirdisch schönen und gleichzeitig erschreckenden Geschehen. Auch als Jesus beim Abstieg vom Berg von seiner Auferstehung redet, sind sie überfordert. „Dieses Wort beschäftigte sie und sie fragten einander, was das sei: von den Toten auferstehen“ (Mk 9,10). Im Markusevangelium ist diese Bemerkung überliefert. Mich rührt das immer, weil sich darin die ganze Ahnungslosigkeit und Hilflosigkeit der drei Jünger ausdrückt. Wir dagegen wissen Bescheid und sind hoch erhaben darüber – oder vielleicht doch nicht? Haben wir das Geheimnis des Kreuzes wirklich begriffen? Sind wir fähig, unser Kreuz auf uns zu nehmen und dem Herrn nachzufolgen? Und verstehen wir denn wirklich, „was das ist: von den Toten auferstehen“?

---

[8] Joseph Ratzinger/Benedikt XVI, Jesus von Nazareth, Erster Teil. Von der Taufe im Jordan bis zur Verklärung, 2. Aufl. 2007, 356.

Auch wir müssen immer noch vorbereitet werden auf das Geschehen von Kreuz und Auferstehung. Wir müssen immer noch tiefer hineingeführt werden in das Verstehen von Gottes Wegen mit Christus und der Kirche. Deswegen wird uns das Evangelium von der Verklärung des Herrn verkündet, und deswegen betrachten wir es im Rosenkranzgebet.

Wieder eine Stimme vom Himmel, aus der Wolke nämlich, die die Jünger überschattet. Die Wolke – Zeichen der Gegenwart Gottes. Wir haben das Offenbarungszelt des Alten Bundes vor Augen. „Die Wolke", heißt es im Buch Exodus, „bedeckte das Offenbarungszelt und die Herrlichkeit des HERRN erfüllte die Wohnung. Mose konnte das Offenbarungszelt nicht betreten, denn die Wolke überschattete es und die Herrlichkeit des HERRN erfüllte das Zelt" (Ex 40,34f.).

Was die Stimme aus der Wolke sagt, ist das gleiche wie bei der Erscheinung bei der Taufe am Jordan. „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe." Hier aber wird noch ein Nachsatz angefügt: „auf ihn sollt ihr hören" (Mt 17,5), so übereinstimmend alle drei synoptischen Evangelien. Mose hat die Worte Gottes überbracht. Jesus ist selbst das Wort Gottes.

„Auf ihn sollt ihr hören": dieses Wort des Vaters schlägt eine Brücke zum Evangelium von der Hochzeit zu Kana, zum Wort Marias: „Was er euch sagt, das tut". Hatte dort Maria uns eingewiesen in den Gehorsam gegenüber dem Herrn, so weist uns hier die Stimme vom Himmel in den Gehorsam ein.

Fünftes Gesätz: Die Einsetzung der Eucharistie

Dieses letzte Geheimnis leitet schon über zum schmerzhaften Rosenkranz. Es hätte auch dort seinen Platz finden können, denn das letzte Abendmahl geht dem Gebet Christi in Getsemane ja unmittelbar voraus. Ein mysterium lucis, ein lichtreiches Geheimnis ist es auf andere Weise als das, was wir vor-

her betrachtet haben. Keine Stimme vom Himmel, kein erkennbares und von den Anwesenden erlebtes Wunder. Das äußere Geschehen: ein schlichtes Mahl, freilich mit einer besonderen Atmosphäre, ein letztes Mahl, der Meister nimmt Abschied von seinen Jüngern. Mit den Augen des Glaubens aber sehen wir tiefer. Wir sehen hier Jesus, den Herrn, im vollen Licht seines göttlichen Wesens. Er legt den Grund zu einem Wunder, das sich tausend- ja millionenfach seitdem ereignet. Und wir sehen ihn in großer Souveränität. Es braucht keine Stimme vom Himmel, die ihn bestätigen würde. Hier erleben wir ihn in seiner ganzen göttlichen Vollmacht.

Mit seinen Gesten und Worten öffnet er den Horizont für einen Ausblick auf den Alten Bund. Das ist mein Blut des Bundes, das für viele vergossen wird (Mk 14,24). Der Bund zwischen Gott und seinem erwählten Volk Israel wurde mit Blut besiegelt. Mose nimmt das Blut geopferter Stiere, besprengt damit den Altar und das Volk: „Das ist das Blut des Bundes, den der HERR aufgrund all dieser Worte mit euch schließt“ (Ex 24,8). Der Altar, der symbolisch für Gott steht, und das Volk werden mit dem gleichen Blut besprengt. Unter Menschen verbinden sich Blutsbrüder mit diesem Ritus. In Beziehung auf Gott ist das eine Verbindung des Gehorsams: Mose „nahm das Buch des Bundes und verlas es vor dem Volk. Sie antworteten: Alles, was der HERR gesagt hat, wollen wir tun; und wir wollen es hören“ (Ex 24,7).

Israel wiederholt und vergegenwärtigt in seinen Gottesdiensten dieses Geschehen. Tiere werden geschlachtet, ihr Blut rituell ausgesprengt und damit Versöhnung bewirkt. „Ohne dass Blut vergossen wird, gibt es keine Vergebung“ (Hebr 9,22). Aber doch in einer eigentümlichen Kraftlosigkeit. Denn jeder Priester musste zuerst für sich selbst opfern, und er kam mit fremdem Blut, Blut von Tieren, das doch immer nur ein schwacher Hinweis sein kann auf das, was zwischen Gott und den Menschen geschieht.

Jesus knüpft mit seinen Worten an den Alten Bund an und überbietet ihn. Er nimmt kein Tierblut, sondern sein eigenes. „Mein Blut des Bundes“ heißt es bei Markus und Matthäus. „Nicht mit dem Blut von Böcken und jungen Stieren, sondern mit seinem eigenen Blut ist er ein für alle Mal in das Heiligtum hineingegangen und so hat er eine ewige Erlösung bewirkt“ (Hebr 9,12).

Der hl. Lukas überliefert die Worte des Herrn so: „Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird“ (Lk 22,20). Damit ist die Verbindung hergestellt zu dem Wort des Propheten Jeremia (31,31-34): „Siehe, Tage kommen – Spruch des HERRN –, da schließe ich mit dem Haus Israel und dem Haus Juda einen neuen Bund. Er ist nicht wie der Bund, den ich mit ihren Vätern geschlossen habe an dem Tag, als ich sie bei der Hand nahm, um sie aus dem Land Ägypten herauszuführen. Diesen meinen Bund haben sie gebrochen, obwohl ich ihr Gebieter war – Spruch des HERRN. Sondern so wird der Bund sein, den ich nach diesen Tagen mit dem Haus Israel schließe – Spruch des HERRN: Ich habe meine Weisung in ihre Mitte gegeben und werde sie auf ihr Herz schreiben. Ich werde ihnen Gott sein und sie werden mir Volk sein. Keiner wird mehr den andern belehren, man wird nicht zueinander sagen: Erkennt den HERRN!, denn sie alle, vom Kleinsten bis zum Größten, werden mich erkennen – Spruch des HERRN. Denn ich vergebe ihre Schuld, an ihre Sünde denke ich nicht mehr.“

Man muss das so ausführlich zitieren; auch der Hebräerbrief zitiert diesen ganzen Abschnitt: das Scharnier zwischen Altem und Neuen Testament, der Neue Bund im Alten Testament. Der Prophet kündigt ihn an; Jesus, der Herr, lässt ihn Wirklichkeit werden in seinem für uns vergossenen Blut.

Das Geschehen des Karfreitags, der Tod Jesu am Kreuz, hat wie alles im Evangelium einen Außenaspekt und einen Innenaspekt. Der Blick von außen sieht das Sterben eines unschuldigen Menschen. Die Sache Jesu ist erst einmal gescheitert. Es

bleibt nur die Hoffnung, dass sich Menschen finden, Begeisterte, die sie weiterführen. Das ist die Außenperspektive. Durch die Einsetzung der Eucharistie am Vorabend seines Sterbens schenkt uns der Herr die Perspektive des Glaubens. Papst Franziskus schreibt in seinem Apostolischen Schreiben *Desiderio Desideravi (7)*: „Ohne das letzte Abendmahl, d.h. die rituelle Vorwegnahme seines Todes, hätten wir nicht verstehen können, wie die Vollstreckung seines Todesurteils der vollkommene und wohlgefällige Akt des Kultes gegenüber dem Vater, der einzig wahre Akt des Kultes sein kann." Im Glauben sehen wir Jesus, den Herrn, im vollen Licht seiner Souveränität. Das Johannesevangelium überliefert uns seine Worte: „Der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe. Niemand entreißt es mir, sondern ich gebe es von mir aus hin. Ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen" (Joh 10,11.18). Im Abendmahlssaal erkennen wir: Am Kreuz stirbt nicht ein Märtyrer für Gott. Sondern der Sohn Gottes gibt sein Leben hin für das Leben der Welt. Das Brot, das er in der Eucharistie gibt, ist sein Fleisch für das Leben der Welt (vgl. Joh 6, 51).

Rückblick auf den lichtreichen Rosenkranz

Wir hatten die klassischen Geheimnisse des Rosenkranzes angesehen und uns gefragt, welches Bild Christi sie uns vor Augen führen wollen. Sie zeigen uns, wer der Herr ist und wie er uns erlöst hat. Im klassischen Rosenkranz konzentriert sich der Beter auf dieses Bild. Jetzt aber kommen die lichtreichen Geheimnisse hinzu. Ich gestehe, dass ich ihnen anfangs reserviert gegenübergestanden habe. Sollen sie einem Wunsch nach Abwechslung entgegenkommen, war mein Bedenken. Aber Abwechslung im Gebet ist eine problematische Sache. Sie hat freilich ein gewisses Recht, aber oft dient sie nur dazu, Überdruss und Langeweile zu überspielen. Die Gründe von Überdruss im Gebet aber liegen tief und sind durch Abwechslung nicht zu

kompensieren. Ein anderes Bedenken: Wird durch die neuen Geheimnisse verwässert, was doch die große Stärke des klassischen Rosenkranzes ist, nämlich die Konzentration auf das für den Glauben Entscheidende, die Person Christi und sein Erlösungswerk? Und: Werden sie einen fremden Ton hineinbringen, indem sie das Konzept des klassischen Rosenkranzes aufweichen oder irgendwie konterkarieren? Sollten sie dazu dienen, im Rosenkranz auch noch das ins Spiel zu bringen, was man heute „die Sache Jesu“ nennt?

Ich denke, unser Durchgang durch die lichtreichen Geheimnisse entkräftet diese Bedenken. Die neuen Geheimnisse bringen kein neues Konzept, sondern sie vertiefen das Bild des Herrn, wie es uns der klassische Rosenkranz zeigt.

Wenn wir einmal zusammenstellen: Zunächst geht es um die Person Jesu. „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe“, sagt die Stimme des Vaters bei der Taufe und bei der Verklärung. Auf dem Berg der Seligpreisungen sehen wir ihn als den neuen Mose, den vollmächtigen und endgültigen Lehrer seiner Kirche. Der freudenreiche Rosenkranz hat uns Jesus vorgestellt als den Sohn des Höchsten, dessen Herrschaft kein Ende haben wird (vgl. Lk 1,32f.), als das Heil, das Gott vor allen Völkern bereitet hat, Licht, das die Heiden erleuchtet und Herrlichkeit für das Volk Israel (vgl. Lk 2,30 ff.) Hier im lichtreichen Rosenkranz wird das Bild der Person Christi immer deutlicher und plastischer – Vertiefung dessen, was wir im freudenreichen Rosenkranz betrachten.

Sodann geht es um sein Erlösungswerk. Was wir im schmerzhaften Rosenkranz anschauen, die Erlösung am Kreuz, bereiten wir vor mit der Betrachtung der Taufe am Jordan und vor allem der Verklärung auf dem Berg Tabor. Das Geheimnis der Auferstehung im glorreichen Rosenkranz bereiten wir vor, wenn wir das Weinwunder in Kana betrachten. Wenn uns der lichtreiche Rosenkranz abschließend in den Abendmahlssaal führt, bekommen wir den Schlüssel, um das Kreuz überhaupt

zu verstehen und wir betrachten das innerste Geheimnis des Pascha: sein Tod geschieht zur Vergebung unserer Sünden, für uns und für viele.

Die Person Jesu, des Herrn, und sein Erlösungswerk: das ist das Thema des ganzen Rosenkranzes, der klassischen Geheimnisse sowohl als auch der lichtreichen.

Man kann eine Fülle von Verbindungen der Geheimnisse untereinander entdecken. Ich will nur ein Motiv nennen, das wir schon mehrmals gefunden haben, in dem sich die innere Einheit von klassischem und lichtreichen Rosenkranz zeigt: der Gehorsam. Im freudenreichen Rosenkranz sehen wir im ersten Gesätz von der Verkündigung an die Jungfrau Maria ihren Gehorsam: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort." Die schmerzhaften Geheimnisse beginnen mit dem Gebet des Herrn in Getsemane: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe." „Obwohl er der Sohn war, hat er durch das, was er gelitten hat, den Gehorsam gelernt", wird der Hebräerbrief sagen (Hebr 5,8). Im klassischen Rosenkranz spielt so das Thema „Gehorsam" eine entscheidende Rolle. Die lichtreichen Geheimnisse kann man geradezu als Variationen des Themas Gehorsam ansehen. In der Taufe sahen wir den Gehorsam des Sohnes: „Lass es nur zu! Denn so können wir die Gerechtigkeit ganz erfüllen." Bei der Hochzeit in Kana sehen wir den Gehorsam Marias, und sie weist uns ein in den Gehorsam: „Was er euch sagt, das tut." Das dritte Geheimnis von der Verkündigung zeigt uns Jesus, der autoritativ als der neue Moses auf der Kathedra des Berges Platz nimmt und dadurch unseren Gehorsam fordert. Bei der Verklärung weist uns die Stimme des Vaters in den Gehorsam ein: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe; auf ihn sollt ihr hören." Und schließlich mit der Stiftung des Neuen Bundes im letzten Geheimnis von der Einsetzung der Eucharistie heilt der Herr den Ungehorsam des alten Gottesvolkes und ermöglicht einen neuen Gehorsam. „Ich habe meine Weisung in ihre Mitte gegeben und werde sie auf ihr Herz schreiben. Ich werde ihnen Gott

sein und sie werden mir Volk sein“ (Jer 31,33). Den Gehorsam lieben, lernen, verstehen, vertiefen und einüben! Nichts ist so dringend für die Kirche gerade in dieser Stunde, gerade in diesen Tagen.

„In der Regel hat die Kirche nichts anderes zu tun, als in Zuversicht und Frieden weiterhin die eigenen, ihr geziemenden Pflichten zu erfüllen: still zu halten und auf die Erlösung Gottes zu blicken.“ So beendet 1873 der hl. John Henry Newman seine Rede in Rom. Und er fügt noch ein Psalmwort an in der Version der Vulgata: „Mansueti hereditabunt terram, et delectabuntur in multitudine pacis.“ Mansueti, das sind die Sanftmütigen, die Milden, oder, wie die Einheitsübersetzung liest, die Armen – diejenigen, die Jesus, der Herr, auf dem Berg selig gepriesen hat. Das ist der Trost, den wir in dieser so kritischen Stunde der Kirche haben sollen: Wenn wir still halten und auf die Erlösung Gottes blicken, gilt uns die Verheißung des Psalmes: „Die Sanftmütigen werden das Land erben und sie werden sich freuen in der Fülle des Friedens.“

Zur Betrachtung

I Die Taufe unseres Herrn Jesus Christus im Jordan

1. Johannes trat in der Wüste auf und verkündete eine Taufe der Umkehr zur Vergebung der Sünden (Mk 1,4).
2. Jesus kam von Galiläa an den Jordan zu Johannes, um sich von ihm taufen zu lassen (Mt 3,13).
3. Johannes aber wollte es nicht zulassen und sagte: Ich müsste von dir getauft werden, und du kommst zu mir? (Mt 3,14).
4. Jesus antwortete ihm: Lass es nur zu! Denn nur so können wir die Gerechtigkeit ganz erfüllen (Mt 3,15).
5. Da gab Johannes nach (Mt 3,15).
6. Als Jesus getauft war, stieg er sogleich aus dem Wasser herauf. Und siehe, da öffnete sich der Himmel (Mt 3,16).
7. Jesus sah den Geist Gottes wie eine Taube auf sich herabkommen (Mt 3,16).
8. Und siehe, eine Stimme aus dem Himmel sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe (Mt 3,17).
9. Die Stimme des Herrn über den Wassern, die Stimme des Herrn voll Majestät (Ps 29,3f.).
10. Im Wasser hat Christus die Schöpfung geheiligt, da seine Herrlichkeit dem Erdkreis erschien (Antiphon der Laudes am Fest der Taufe des Herrn).

II Die Hochzeit zu Kana

1. Die Kirche wird dem himmlischen Bräutigam vermählt: Im Jordan wäscht Christus sie rein von ihren Sünden. Die Weisen eilen mit Geschenken zur königlichen Hochzeit. Wasser wird in Wein gewandelt und erfreut die Gäste (Antiphon zum Benedictus am Hochfest der Erscheinung des Herrn).
2. Am dritten Tag fand in Kana in Galiläa eine Hochzeit statt, und die Mutter Jesu war dabei (Joh 2,1).
3. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit eingeladen (Joh 2,2).
4. Als der Wein ausging, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr (Joh 2,3).
5. Jesus erwiderte ihr: Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen (Joh 2,4).
6. Seine Mutter sagte zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut! (Joh 2,5).
7. Jesus sagte zu den Dienern: Füllt die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis zum Rand (Joh 2,7).
8. Schöpft jetzt, und bringt es dem, der für das Festmahl verantwortlich ist (Joh 2,8).
9. Dieser kostete das Wasser, das zu Wein geworden war. Er wusste nicht, woher der Wein kam; die Diener aber, die das Wasser geschöpft hatten, wussten es (Joh 2,9).
10. So tat Jesus sein erstes Zeichen , in Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn (Joh 2,11).

III Die Predigt des Herrn vom Reich Gottes

1. Jesus zog in ganz Galiläa umher, lehrte in den Synagogen, verkündete das Evangelium vom Reich und heilte im Volk alle Krankheiten und Leiden (Mt 4,23).
2. Als Jesus die vielen Menschen sah, stieg er auf den Berg. Er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Und er öffnete seinen Mund und lehrte sie (Mt 5,1).
3. Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich (Mt 5,3).
4. Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden (Mt 5,4).
5. Selig die Sanftmütigen; denn sie werden das Land erben (Mt 5,5).
6. Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden (Mt 5,6).
7. Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden (Mt 5,7).
8. Selig, die rein sind im Herzen; denn sie werden Gott schauen (Mt 5,8).
9. Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden (Mt 5,9).
10. Selig, die verfolgt werden um der Gerechtigkeit willen; denn ihnen gehört das Himmelreich (Mt 5,10).

IV Die Verklärung des Herrn

1. Jesus nahm Petrus, Jakobus und Johannes beiseite und führte sie auf einen hohen Berg (Mt 17,1).
2. Jesus wurde vor ihren Augen verwandelt; sein Gesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht (Mt 17,2).
3. Und siehe, es erschienen ihnen Mose und Elija und redeten mit Jesus (Mt 17,3).
4. (Petrus sagte:) Herr, es ist gut, dass wir hier sind. Wenn du willst, werde ich hier drei Hütten bauen, eine für dich, eine für Mose und eine für Elija (Mt 17,4).
5. Eine leuchtende Wolke überschattete sie (Mt 17,5).
6. Und siehe, eine Stimme erscholl aus der Wolke: Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe; auf ihn sollt ihr hören (Mt 17,5).
7. Als die Jünger das hörten, warfen sie sich mit dem Gesicht zu Boden und fürchteten sich sehr (Mt 17,6).
8. (Da trat Jesus zu ihnen:) Steht auf und fürchtet euch nicht! (Mt 17,7).
9. Erzählt niemandem von dem, was ihr gesehen habt, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden ist (Mt 17,9).
10. Du bist der Schönste von allen Menschen, Anmut ist ausgegossen über deine Lippen (Ps 45,3).

V Die Einsetzung des allerheiligsten Altarsakramentes

1. Am Abend vor seinem Leiden begab sich Jesus mit den zwölf Jüngern zu Tisch (Mt 26,20).
2. Einer von euch wird mich ausliefern (Mt 26,21).
3. Nehmt und esst; das ist mein Leib (Mt 26,26).
4. Trinkt alle daraus; das ist mein Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden (Mt 26,27).
5. Von jetzt an werde ich nicht mehr von dieser Frucht des Weinstocks trinken, bis zu dem Tag, an dem ich mit euch von Neuem davon trinke im Reich meines Vaters (Mt 26,29).
6. Ein Gedächtnis seiner Wunder hat er gestiftet, der Herr ist gnädig und barmherzig. Speise gab er denen, die ihn fürchten (Ps 111,4 f.).
7. Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch das wahre Brot vom Himmel (Joh 6,32).
8. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben (Joh 6,51).
9. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tag (Joh 6,54 f.).
10. O heiliges Mahl, in dem Christus unsere Speise ist: Gedächtnis seines Leidens, Fülle der Gnade, Unterpfand der künftigen Herrlichkeit (Antiphon zum Magnificat am Fest Fronleichnam).

Seelsorge vom Feinsten.
Das Zeugnis des heiligen Pfarrers von Ars

Markus Hofmann

Einleitung: Ist die Gestalt des hl. Johannes Maria Vianney im 21. Jahrhundert noch aktuell?

Papst Johannes Paul II. hat 1986, im Gedenkjahr des 200. Geburtstags von Jean-Marie Vianney, die Frage nach der Aktualität diese Heiligen mehrfach aufgegriffen.

Zunächst hat er den hl. Pfarrer von Ars zum roten Faden seines damaligen Briefes an die Priester zum Gründonnerstag gemacht. Zu Beginn dieses Schreibens räumt der Heilige Vater ein:

> *„Der Pfarrer von Ars musste im 19. Jahrhundert gegen Schwierigkeiten angehen, die vielleicht anders aussahen als die heutigen -„aber" – so fügte der Heilige Vater hinzu, „sie waren nicht weniger groß".*

Natürlich wusste damals Papst Johannes Paul II. und natürlich ist auch uns bewusst: es geht bei der Betrachtung dieses oder eines anderen Heiligen als Vorbild nicht darum, ein bestimmtes Leben zu kopieren. – Die Nachfolge Jesu und die Verehrung des hl. Pfarrers besteht nicht in einer falsch verstandenen Imitation der äußeren Lebensweise.

Schablonenhaftes Verhalten und Preisgabe der eigenen Identität finden wir gerade nicht bei den Heiligen, sondern bei denen, die Opfer einer Massengesellschaft geworden sind.

Bei aller historischen Verschiedenheit der Situation wenige Jahre nach der Französischen Revolution einerseits und am Beginn des 21. Jahrhunderts andererseits, gibt es allerdings doch auch zahlreiche Parallelen und Analogien; hier nur einige wenige.

1 Die pastorale Sendung des Pfarrers von Ars

„Es gibt in dieser Pfarrei nicht viel Liebe zu Gott, aber sie werden sie hinbringen" – das hatte der Generalvikar von Lyon dem damals 31jährigen Pfarrer mit auf den Weg gegeben.

Der Besuch der Sonntagsmesse war sehr bescheiden, als Jean-Marie im Februar 1818 in seine Pfarrei kam. Am Sonntag wurde selbstverständlich gearbeitet. Für die sechzig Familien, insgesamt etwa 230 Personen, gibt es immerhin vier Kneipen, in denen manche Familienväter eine Menge Geld ließen. Regelmäßig, vor allem am Sonntag- und Montagabend waren Betrunkene auf der Straße zu sehen. Die Tanzveranstaltungen der damaligen Zeit mit anschließenden Ausschweifungen waren bei den jungen Leuten sehr beliebt und wurden von den meisten Eltern gleichgültig bzw. wohlwollend betrachtet. Die religiöse Unwissenheit, nicht die bewusste Abkehr vom Glauben, war die Regel. Die meisten der Pfarrkinder waren getaufte Heiden. Die Neugierde auf den neuen Pfarrer war natürlich groß, so dass die kleine Kirche bei der ersten Sonntagsmesse gut gefüllt war. Aber danach erschienen zunächst nur fünf Familien regelmäßig zur Sonntagsmesse, d.h. es gab gut 8% Kirchenbesuch damals in Ars. Das sind nur einige Aspekte, die mit unserer heutigen Situation durchaus vergleichbar sind.

Vor dem Hintergrund dieser sehr ernüchternden pastoralen Ausgangssituation tritt umso deutlicher die Veränderung hervor, die durch das Wirken des heiligen Pfarrers eintrat:

Beim ersten Anblick des Dorfes hatte Jean-Marie spontan gedacht: „Wie klein das ist!“ – aber sogleich von einer eigentümlichen Vorahnung erfüllt, hinzugefügt: „Diese Pfarrei wird die Menschen nicht fassen, die später einmal hierher kommen werden.“

Das war keine Übertreibung. Im Jahr 1858 spricht man von 80.000 bis 100.000 Menschen, die aus Frankreich und sogar aus den Vereinigten Staaten von Amerika nach Ars kommen. Die Kirche ist bei seinen Predigten gesteckt voll und die Pönitenten müssen mehrere Tage warten, bis sie die Gelegenheit finden, beim Pfarrer von Ars zu beichten, obwohl er für diesen Dienst der Versöhnung oft bis zu 17 Stunden bereitsteht.
Es wird eine eigene Postkutschenlinie von Lyon nach Ars und zurück eingerichtet, um das enorme Personenaufkommen zu bewältigen.

Die engste Vertraute des hl.Pfarrers von Ars, Catherine Lassagne, der er die Leitung des von ihm gegründeten Waisenhauses, der „Providence“ (deutsch: „Vorsehung“) anvertraut hatte, sagte einmal zu ihm:

„Herr Pfarrer, die anderen Missionare laufen den Sündern nach bis in fremde Länder. Aber bei Ihnen ist es umgekehrt: Ihnen laufen die Sünder nach!“ – Überrascht, aber ehrlich, antwortete der Heilige sofort: „Das ist beinahe wahr.“

Heute, 145 Jahre nach seinem Tod, kommen täglich Pilger an sein Grab, gibt es ein eigenes Priesterseminar in diesem nach wie vor ziemlich verschlafenen Dorf und in den Diözesen der Weltkirche lebt inzwischen eine große Zahl von Priestern, die sich ganz bewusst an der Gestalt des hl. Johannes Maria orientieren.

Papst Benedikt hat ihn in seinem Eröffnungsschreiben zum Priesterjahr 2010 zum besonderen Vorbild und Fürsprecher für alle über 400.000 Priester auf der ganzen Welt gemacht. Die Herz-Reliquie des hl. Pfarrers von Ars war im Jahr 2005 beim Weltjugendtag in Köln, als Papst Benedikt eine Begegnung mit rund 5.000 Seminaristen hatte. Sie war dann zum Abschluss

des Priesterjahres in Rom, als Priester aus der ganzen Welt gemeinsam mit dem Heiligen Vater am Herz-Jesu-Fest den Abschluss dieses besonderen Jahres begingen. Diese bis heute wirkende Fruchtbarkeit des priesterlichen Wirkens von Johannes Maria Vianney ist nicht das Ergebnis einer bestimmten Pastoralstrategie; eine solche hätte sich inzwischen ganz ohne Zweifel überlebt. Vielmehr war es die Vorahnung und ist es heute die Gewissheit, einem Heiligen zu begegnen, die die Menschen anzieht, so erklärte es Johannes Paul II. in dem genannten Schreiben zum Gründonnerstag. Die Heiligkeit Gottes, greifbar, berührbar im einzelnen Menschen – im konkreten Leben und Wirken dieses Priesters – das ist das eigentliche Geheimnis von Johannes Maria.

Sein Leben hatte in den beiden Polen des priesterlichen Dienstes, der Feier und Verehrung der hl. Eucharistie und der Feier der Versöhnung im Bußsakrament, seine beiden entscheidenden Bezugspunkte. Diese verdienen jeweils einen eigenen Vortrag. Hier soll sein so fruchtbares Wirken als Gemeindepfarrer unter folgenden Gesichtspunkten betrachtet werden: *Die priesterliche Identität des hl. Pfarrers von Ars, das ernsthafte Streben nach Heiligkeit und Sein Bemühen um das Heil der ihm Anvertrauten.*

2 Die priesterliche Identität des hl. Pfarrers von Ars,

Es ist bekannt und bleibt selbstverständlich auch im Leben Jean -Marie Vianneys gültig: Der eigentlich in der Seelsorge Wirkende ist der Gute Hirt selbst; kein Priester kann den Glauben in den Herzen der Menschen aus eigener Kraft oder durch noch so große Anstrengungen, gleichsam technisch, produzieren. Die Früchte, die das Wirken Vianneys brachte und bringt, sind der Gnade Gottes zu verdanken. Aber dieser Priester stellte sich eben so sehr und so hingebungsvoll in den Dienst der Gnade Gottes, dass sie derart fruchtbar werden konnte.

Dabei waren seine natürlichen Begabungen scheinbar dürftig: Mit seinen 31 Jahren hatte er die Frische der Jugend schon

verloren. Sein Gesicht war bleich und knochig, sein Körper schmächtig, sein Gang schwerfällig, sein Auftreten schüchtern, ja verlegen. Er stockte oft in der Predigt und brachte die Sätze nicht zu Ende. Seine Stimme war zu hoch, eine Fistelstimme, die keinen angenehmen Klang hatte. Der ganze Zuschnitt seiner Verfassung war also ziemlich gewöhnlich: nichts an seiner Person war geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln; und er selbst wusste das!

Gerade durch die Diskrepanz zwischen seiner natürlichen Ausstattung, deren Grenzen augenfällig waren, und seiner großen und bis heute anhaltenden geistlichen Ausstrahlung wird das machtvolle Wirken der Gnade in seinem Leben und durch seine Person hindurch umso deutlicher.

Jean-Marie Vianney lebte, zelebrierte und verkündigte nicht sich selbst, sondern existierte ganz und gar für sein Priestertum. Er fand seine Identität in der Identität des Priesters Jesus Christus. *„Ein guter Priester tut gut daran, sich jeden Morgen Gott als Opfer darzubringen!“,* sagt uns der heilige Pfarrer. Den Sinn und das Ziel seines Priestertum gibt er als 18jähriger mit den einfachen Worten an: *„Dem guten Gott Seelen gewinnen.“* Johannes Paul II. nahm bei einem Einkehrtag für Priester, Diakone und Seminaristen in Ars, am 6. Oktober 1986, einem möglichen Einwand, diese Zielangabe der priesterlichen Berufung *„dem guten Gott Seelen gewinnen“* sei zu einseitig formuliert, die Spitze, indem er unmittelbar im Anschluss an diesen Satz Jean-Maries die Worte des hl. Paulus im 1.Korintherbrief 9,19 zitierte: *„Ich habe mich zum Sklaven aller gemacht, um möglichst viele zu retten.“* Es muss dem Priester um das Heil der Seelen gehen. Das lehrt uns der hl. Pfarrer von Ars auch heute.

Um das Heil der ihm anvertrauen Seelen bangte der Pfarrer dieses Dorfes, und dafür vergoss er Tränen.

„Das Priestertum“ – so sagt der Heilige –*„das ist die Liebe des Herzens Jesu“*. Er geht so weit zu erklären: *„Ohne den*

Priester wären der Tod und das Leiden unseres Herrn nichts nütze. Der Priester ist es, der das Erlösungswerk auf Erden fortsetzt.“

Und auch eines seiner bekanntesten Worte zeigt, wie er das Priestertum sah:

„Wenn der Priester wüsste, was Großes es um sein Priestertum ist – er würde sterben, – nicht aus Furcht, sondern aus Liebe.“

Der Priester nimmt in einer besonderen Weise an der Sendung des einzigen Mittlers Jesus Christus teil; mit den Worten unseres Heiligen ausgedrückt, heißt dies:

„Den Priester stellt Gott auf die Erde als einen anderen Mittler zwischen dem Herrn und dem armen Sünder.“

Es versteht sich, dass die einzige Mittlerschaft Jesu Christi hier nicht in Frage gestellt wird, sondern dass die Repräsentanz Christi durch den Priester ausgedrückt ist. Gewiss geschieht dies in einzigartiger Weise am Altar und bei der Spendung der Sakramente. Aber dies kann nicht ohne Auswirkung auf die anderen Lebensbereiche bleiben, sonst würde das Leben des Christusrepräsentanten auseinander fallen: Priester ist man nicht nur am Altar und in der Liturgie. Die Weihe verändert das ganze Sein des Geweihten – und dies auf ewig! Nicht umsonst ist es dem Priester aufgetragen, die geistliche Kleidung auch dann zu tragen, wenn er nicht in Liturgicis tätig ist, abgesehen davon, dass er ja gerade in der Liturgie besondere Gewänder trägt. Als einmal ein jüngerer Kaplan Hermann Kardinal Volk die etwas provozierende Frage stellte, warum der Priester denn überhaupt eine besondere Kleidung beim Gottesdienst tragen müsse, antwortete dieser – so wird überliefert: „Damit Sie dahinter verschwinden, Sie Hornochse!“

Weil Jean-Marie davon überzeugt ist, dass der Priester in einzigartiger Weise auf Jesus Christus hinweist, sagt er seinen Gläubigen: *„Wenn ihr einen Priester seht, dann denkt an unseren Herrn Jesus Christus!“*

Johannes Paul II. zieht daraus Konsequenzen für unser Alltagsleben: „Es ist normal, dass wir uns ständig bemühen“ – so sagte er es bei dem erwähnten Einkehrtag im Oktober 1986 –, „nicht nur unsere Diensthandlungen, sondern auch unsere Gedanken, die Neigung unseres Herzens, unser Verhalten Christus, dessen Diener wir sind, anzugleichen, als Jünger, die so weit gehen, die Geheimnisse seines Lebens widerzuspiegeln.“ Den Neugeweihten wird in der Liturgie der Priesterweihe vom Bischof gesagt: *„Imitamini, quod tractatis – Ahmt nach, was ihr vollzieht!“* Dies setzt natürlich eine sehr intensive, eine intime Vertrautheit mit Jesus Christus voraus. Damit kommen wir zum nächsten Punkt.

3 Das ernsthafte Streben nach Heiligkeit

Der Papst erklärte 1986 in Ars gegenüber den Priestern, Diakonen und Seminaristen:

„Alle Getauften sind zur Heiligkeit aufgerufen, aber unsere Weihe und unsere Sendung machen es uns … zu einer besonderen Pflicht, durch die unserem Priestertum innewohnenden Reichtümer und durch die Anforderungen unseres Dienstes inmitten des Gottesvolkes diese Heiligkeit anzustreben. Sicher haben die Sakramente ihre Wirksamkeit von Christus und nicht von unserer Würde“ – so weiter der Heilige Vater.

„Wir sind seine armseligen und demütigen Werkzeuge, die sich nicht das Verdienst der Gnadenvermittlung zuschreiben dürfen, aber doch verantwortliche Werkzeuge, und durch die Heiligkeit des Dieners sind die Seelen besser in der Lage, an der Gnade mitzuwirken. Gerade im Pfarrer von Ars sehen wir einen Priester, der sich nicht damit zufrieden gegeben hat, die Zeichen und Werke der Erlösung äußerlich zu vollziehen; er hat daran in seinem eigenen Sein, in seiner Liebe zu Christus, in seinem dauernden Gebet, in der Aufopferung seiner Prüfungen oder seiner freiwilligen Bußwerke teilgenommen.“

Das Gebet nahm im Leben Jean-Maries den ersten Platz ein. Der erste Ort, den er aufsuchte, als er nach Ars kam, war die Kirche. Dort kniete er nieder und betete. Noch in der Nacht, vor dem ersten Morgengrauen, wenn in Ars noch alles schlief, stand Vianney auf, und ging mit einer kleinen Laterne vom Pfarrhaus in die Kirche. Nicht selten betete er mit lauter Stimme, kniend vor dem Tabernakel und hielt Zwiesprache mit Gott. Dabei betete er sicher mehr als einmal, was durch Ohrenzeugen überliefert ist:

> *„Herr, verleihe mir die Gnade, dass ich meine Pfarrgemeinde wieder zu Dir hinführe. Um das zu erreichen, bin ich bereit, alles Leid, das Du mir zugedacht hast, auf mich zu nehmen, und zwar für die ganze Zeit meines irdischen Lebens. ... Ja, ich bin bereit, bis ans Ende der Zeit die schwersten Leiden zu ertragen, wenn meine Pfarrkinder sich zu Dir bekehren."*

Aber nicht nur in der Kirche betete der Heilige. Der damalige Gemeindevorsteher von Ars, Mandy, berichtet, dass er den Pfarrer eines Tages im Wald erblickt habe, wie er zwischen den Bäumen auf dem Boden kniete und betete. Der Bürgermeister verhielt sich ganz still und stellt dann fest, dass der Pfarrer Tränen in den Augen hatte. Als Mandy sich unbemerkt zurückziehen wollte, hörte er den Pfarrer sprechen: *„Mein Gott, bekehre meine Pfarrei!"* Als eines Tages einer seiner Mitbrüder sich bei Vianney beklagte, dass sich die Menschen in seiner Pfarrei nicht bekehrten, fragte Vianney ihn: *„Haben Sie auch schon darum gebetet? Haben Sie in dieser Meinung auch schon gefastet?"*

Der Pfarrer unterstützte sozusagen sein Gebet mit Bußübungen verschiedener Art. Gleich nach seiner Ankunft in Ars hatte er den Bedürftigen seine eigene Matratze geschenkt. Er schlief zunächst auf einem Reisigbündel in der Küche; nachdem sich dieser Raum als zu feucht herausgestellt und der Pfarrer sich eine neuralgisches Gesichtsleiden zugezogen hatte, das ihn 15 Jahre begleitete, zog er sich auf den Speicher des Pfarr-

hauses zurück, wo er auf dem Boden schlief und einen der Dachbalken als Kopfkissen benutzte. Er benutzte auch die Bußgeißel, so wie er es von seinem Lehrer, Pfarrer Balley, in Ecully gelernt hatte. Einem Pfarrer aus Montpellier erklärte er 1839 dazu: *„Mein Freund, der Teufel macht sich wenig aus der Bußgeißel. Was ihn aber zur Raserei bringt, das ist Verzicht im Trinken, Essen und Schlafen.“*

Später erkannte er, dass er seine Bußübungen in dieser Form nicht einfach fortsetzen konnte, weil sein priesterlicher Dienst sonst darunter gelitten und seine Körperkräfte zu früh aufgezehrt worden wären. Er war nie ein Feinschmecker und kein großer Esser, aber er sorgte im Laufe der Jahre schon dafür, dass eine geordnete Küche geführt wurde, gestattete, die Sakristei zu heizen, wo er tagsüber fast ständig Beichte hörte; in seinem Schlafzimmer durfte im Winter bei großer Kälte Feuer gemacht werden. Neben dem Gebet und einem sehr einfachen Leben übte er die Aszese auch in anderen Punkten: Acht Jahre lang ertrug er z.B. einen herrschsüchtigen Kaplan, der seine Stelle, die des „erfolgreichen“ Pfarrers, zu dem viele Menschen kommen, einnehmen wollte. Dieser Kaplan widersprach dem Pfarrer öffentlich auf der Kanzel (!). Trotzdem verteidigte dieser ihn immer wieder und klagte nur dem Bürgermeister einige Male seinen Kummer. Als der Bischof durch andere davon hörte, bat der hl. Johannes Maria darum, den Kaplan, der ihm so gute Dienste geleistet hätte, doch noch einige Wochen behalten zu können.

„Der Priester ist nicht Priester für sich, er ist es für euch.“ – Nach diesem Grundsatz lebte er und deshalb mühte er sich mit allen Kräften um das Heil der ihm Anvertrauten.

4 Der heilige Pfarrer von Ars heiligte sich, um so die anderen besser heiligen zu können.

Er praktizierte das, woran Johannes Paul II. in seinem Schreiben über einige Aspekte des Bußsakramentes erinnert: der Beichtvater soll milde sein, und ggf. selbst einen Teil der Buße

verrichten, der eigentlich Sache des Pönitenten wäre. Manchmal kann man in diesem Zusammenhang den Satz hören: „Die Welt ist schon erlöst, das können und brauchen wir nicht zu leisten." Es ist richtig, dass dies keiner von uns könnte. Aber Christus will uns einbeziehen in das Werk der Erlösung. Er will sein Erlösungswerk „fortsetzen", besser „gegenwärtig setzen" durch den Dienst des Priesters. Johannes Paul II. nennt vor allem drei Bereiche, um die das priesterliche Wirken des hl. Pfarrers kreiste: Die hl. Eucharistie, die hl. Beichte und die Verkündigung des Wortes Gottes.

Letztere beschränkte sich nicht nur auf die Predigt und Katechese im engeren Sinne, sondern betrifft auch sein sonstiges Wirken als Pfarrer der ihm anvertrauten Gläubigen und weit darüber hinaus. Am Anfang, als er dazu noch ausreichend Zeit hatte, besuchte er alle rund 60 Familien, die zu seiner Pfarrei gehörten; aus pastoraler Klugheit heraus kam er in der Regel mittags, wenn alle zu Hause waren. Niemand war ihm gleichgültig.

Er half seinen Mitbrüdern bei Volksmissionen – von montags bis freitags, um dann, natürlich zu Fuß, nach Ars heimzukehren, wo er am Samstag und Sonntag den normalen Dienst versah. Für die Sonntagspredigt schrieb er seitenweise Texte der Kirchenväter und großer Heiliger ab und versuchte dann, oft vergeblich, sie auswendig zu lernen.

Er scheute sich nicht, seinen Zuhörern auf drastische Weise zu sagen, was die Folgen ihres sündigen Verhaltens sind. Um seiner Ansicht nach übertriebene Sorge um den Leib und die Kleidung zu kritisieren, sagte er: *„Geht doch auf den Friedhof und schaut, was aus euren Kadavern einmal wird!"* Das war vielleicht psychologisch nicht sehr einfühlsam, aber er nahm das Wort des Propheten Ezechiel sehr ernst, der sinngemäß sagt:

> *„Ein Wächter und Hirt, der schweigt, macht sich mitschuldig am Untergang des Sünders" (vgl. Ez 3,18).*

Dabei verkündete Johannes Maria keine Drohbotschaft. Laut statistischer Analyse seiner Predigten ist das von ihm am häufigsten gebrauchte Wort „Heil“!
In einer Zeit, die stark von jansenistischen Tendenzen beeinflusst war, verkündete er die Barmherzigkeit Gottes, von der er erklärt:

„Die Barmherzigkeit Gottes ist wie ein überschäumender Wildbach, der in seinem Lauf alles mit sich reißt.“

Der Pfarrer von Ars empfahl, 50 Jahre vor Pius X., den häufigen Empfang der hl. Kommunion:

„Geht zur Kommunion! Geht zu Jesus! Lebt von ihm, damit ihr für ihn leben könnt! ... Sagt nicht, dass ihr nicht würdig seid – es ist wahr, ihr seid nicht würdig, aber ihr braucht ihn. ... Sagt nicht, dass ihr Sünder seid, dass ihr zu elend seid und deshalb nicht zu ihm zu kommen wagt – ebenso gut könnt ihr sagen, dass ihr zu krank seid und deswegen keine Kur machen wollt, dass ihr deswegen keinen Arzt rufen wollt!“

Natürlich wollte der hl. Pfarrer keine unwürdige Kommunion fördern, – dafür saß er ja bis zu 17 Stunden täglich im Beichtstuhl; aber er wusste aus eigener Erfahrung, wie nötig wir die hl. Eucharistie haben.

Bei aller anderen Arbeit nahm er sich täglich Zeit für die Katechese der Kinder. Anfangs um 6.00 Uhr morgens für die Jungen in der Kirche und um 11.00 Uhr für die Mädchen in der Providence. Als dann immer mehr Pilger zu letzterem Termin hinzukamen, musste er seit 1845 auch diese Verkündigung in die Kirche verlegen.
Um während dieser Gelegenheiten sowohl näher beim Tabernakel als auch näher bei den Kindern sein zu können, ließ er eigens eine kleine, niedrigere Kanzel anbringen. Auf die Frage eines Kindes, was denn Jesus eigentlich die ganze Zeit im Tabernakel mache, gab der Pfarrer einmal zur Antwort: *„Er wartet auf dich!“*

Trotz all dieser pastoralen Anstrengungen nahm er sich, wenn irgend möglich, täglich von 21-22.00 Uhr Zeit zur persönlichen theologischen Weiterbildung. Seine Bibliothek umfasst ca. 400 Bücher, die er von Pfarrer Balley geerbt und fast als einziges Gut nicht weitergegeben hatte. Jeden Winter studierte der viel besuchte Beichtvater aufs Neue das damals bekannteste moraltheologische Werk durch.

Zum Schluss noch zwei „pastoralpraktische" Hinweise: Zum einen machte der hl. Pfarrer von Ars die Erfahrung, dass es gut war, wenn er Kinder in seinen Anliegen mitbeten ließ. Er, der große Beter, suchte also Helfer im Gebet.

Zum anderen bezog er systematisch die Marienverehrung in sein pastorales Wirken ein. Er hatte als Kind gelernt, den Engel des Herrn zu beten und jede Stunde mit einem Gruß an die Gottesmutter „einzusegnen". Diese Praxis gab er an die Gläubigen seiner Pfarrei weiter und ließ eigens zu diesem Zweck ein gut sichtbares Ziffernblatt am Turm der Pfarrkirche anbringen, damit die Menschen an diese Frömmigkeitsübung erinnert wurden. 1839, also 15 Jahre vor der Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis Marias, weihte er seine Pfarrei der Immaculata.

Der Patron aller Pfarrer kann auch uns heute einiges über die priesterliche Identität, über das ernsthafte Streben nach Heiligkeit im Bemühen um das Heil der anderen sagen.

So können wir gut in ein Gebet der Kirche an seinem Fest einstimmen, das lautet:

Allmächtiger und barmherziger Gott,
du hast den hl. Johannes Maria zu einem Wunder des Seeleneifers, der beständigen Liebe zum Gebet und zu Werken der Buße gemacht. Wir bitten dich: verleihe uns die Kraft, nach seinem Vorbild und mit seiner Fürbitte die Seelen unserer Brüder und Schwestern für Christus zu gewinnen und mit ihnen die ewige Seligkeit zu erlangen. Durch Christus unseren Herrn. Amen.

LITERATUR:

CHRISTIANI, Luigi, Der heilige Pfarrer von Ars. Johannes Maria Vianney, wie er wirklich war, Trier 2009[15].

FROSSARD, Janine, Ausgewählte Gedanken des heiligen Pfarrers von Ars. Aphorismen zur christlichen Lebensweisheit, Trier 2009[15].

JOHANNES PAUL II., Brief an die Priester zum Gründonnerstag 16. März 1986 = Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 69, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

JOHANNES PAUL II., https://www.vatincan.va/content/john-paul-ii.-/it/speeches/1986/october/documents/hf_jp-ii_sp_19861006_ars-ritiro-spirituale-francia.html, aufgerufen am 1.9.2022.

MARSCH, Michael, Ich will dir den Weg zum Himmel zeigen. Heilung durch den heiligen Pfarrer von Ars, Hochaltingen 2012.

TROCHU, Francis, Der Pfarrer von Ars. Heiliger Johannes-Maria-Baptist-Vianney 1786-1859, Kisslegg 2015[5].

Die Jungfrau von Orléans und ihre Tugenden

Marius Reiser

„O einzigartige Jungfrau, allen Ruhmes, allen Lobes würdig, ja würdig göttlicher Ehren! Du Zierde des Königreichs, du Licht des Reichs der Lilie, du Leuchte nicht allein der Franzosen, sondern aller Christen!“

Diese Hymne lesen wir in einem lateinisch verfassten Brief, geschrieben von einem reichen Bürger aus Bayeux namens Alain Chartier, einem gelehrten Dichter, zugleich Notar und Sekretär des französischen Königs. Er entstand im August 1429, auf dem Höhepunkt des Siegeszugs dieser virgo singularis. Das unschöne Ende dieser Zierde des Königreichs und Leuchte aller Christen erlebte der Autor dieser Lobeshymne nicht mehr, da er nicht lange vor ihrer Gefangennahme starb. Eine virgo singularis ist sie freilich bis heute geblieben. Denn ein frommes Bauernmädchen, das Kriegsgeschichte macht und die Politik eines großen Königreichs bestimmt, weil sie, wie sie behauptet, von Gott zu diesem Zweck gesandt sei; das 1429 mit siebzehn Jahren die politische Bühne betritt; zwei Jahre später nach einem Inquisitionsprozess als Hexe und Ketzerin verbrannt wird; 25 Jahre darauf rehabilitiert und 1920 heiliggesprochen wird: das ist wahrhaftig eine einzigartige Geschichte.

Selbst mit den „göttlichen Ehren“ lag Alain Chartier ja nicht ganz daneben. Doch gerade dafür war das unschöne Ende der virgo singularis sozusagen unumgänglich. Schauen wir uns ihre Geschichte ein wenig näher an. Wir können nur weniges herausgreifen. Denn dieses Bauernmädchen ist auch darin einzigartig, dass wir über sie von allen Frauen des Mittelalters die meisten zeitgenössischen Quellen und Zeugnisse besitzen.[1]

1 Die Anfänge

Im 14. und 15. Jahrhundert wurde auf französischem Boden ein blutiger, verheerender Krieg ausgetragen. Man nennt ihn gewöhnlich den Hundertjährigen Krieg. 1428 hatten die mit den Burgundern verbündeten Engländer große Teile Frankreichs erobert und planten jetzt die Überschreitung der Loire, um in den Süden zu gelangen. Zu diesem Zweck belagerten sie seit dem Oktober dieses Jahres Orléans, eine Stadt mit etwa 30 tausend Einwohnern. Sie eroberten die Festung Les Tourelles am Brückenkopf jenseits der Loire, bauten noch zwölf weitere Bollwerke und beschossen von hier aus die Stadt. Die große Wende im Kriegsgeschehen brachte die gänzlich unerwartete Erscheinung eines kriegerischen Bauernmädchens. Dieses Mädchen namens Jeanne, auf Deutsch Johanna, stammte aus Domrémy, einem kleinen Dorf an der Grenze zu Lothringen. Sie war im Dorf allgemein beliebt und fiel nur durch ihre be-

[1] Empfehlenswert sind die beiden Werke von Gerd Krumeich: Jeanne d’Arc. Die Geschichte der Jungfrau von Orleans (C.H. Beck Wissen), München 2006; ders., Jeanne d’Arc. Seherin − Kriegerin − Heilige. Eine Biographie, München 2021. Q steht für die wichtigste Quellensammlung: Jules Quicherat (Hg.), Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d’Arc, 5 Bde., Paris 1844–1849. Für den Prozess vgl. jetzt P. Tisset, Procès de condamnation de Jeanne d’Arc, 3 Bde., Paris 1960–1971 (zitiert: T). Unentbehrlich ist das Handbuch von Ph. Contamine / O. Bouzy / X. Hélary, Jeanne d’Arc. Histoire et Dictionnaire, Paris 2012. Eine brauchbare deutsche Übersetzung wichtiger Quellen: Ruth Schirmer-Imhoff, Der Prozess Jeanne d’Arc. Akten und Protokolle 1431. 1456, Köln 1956. dtv München 1961.

sondere Frömmigkeit auf und den Übereifer, mit dem sie betete, beichtete und die Kirche besuchte. Dass sie mit dreizehn Jahren eine Erscheinung des Erzengels Michael hatte und in der Folge häufigen Besuch von den Heiligen Katharina und Margareta, die ihr einen klaren Auftrag erteilten, wusste niemand im Dorf, auch ihre Eltern nicht. Sie erzählte es nicht einmal ihrem Beichtvater.

Mit 17 Jahren tauchte dieses Mädchen um die Pfingstzeit des Jahres 1428 in Begleitung ihres Vetters Durand Laxart in der Bezirkshauptstadt Vaucouleurs auf. Dort wollte sie den Stadtkommandanten Robert de Baudricourt sprechen mit der Begründung, sie sei von Gott gesandt, um das Königreich zu retten. Zu diesem Zweck wollte sie mit einer Begleitmannschaft zum König nach Chinon geschickt werden. Baudricourt empfahl dem Vetter, dem Mädchen ein paar Ohrfeigen zu geben und sie wieder nach Hause zu bringen. Anfang Januar des nächsten Jahres tauchte das Mädchen jedoch wieder in Begleitung ihres Vetters in Vaucouleurs auf mit demselben Begehren. Sie hatte ihren Eltern wohlweislich nichts von ihrem Vorhaben gesagt. Baudricourt wies sie wieder ab. Diesmal kehrte sie jedoch nicht mehr nach Hause zurück – sie sollte niemals mehr dahin zurückkehren –, sondern wartete drei Wochen lang auf einen Empfang.

Inzwischen wusste die ganze Stadt, was sie wollte, und dass sie sich für jene Jungfrau hielt, die nach einer bekannten Weissagung aus Lothringen kommen sollte, um Frankreich zu retten. Sie konnte die Leute fragen: „Habt ihr nie die Weissagung gehört, dass Frankreich durch eine Frau zugrunde gerichtet wird [gemeint ist die Mutter des französischen Königs, die sich der englisch-burgundischen Seite angeschlossen hatte] und durch eine Jungfrau aus Lothringen wiederhergestellt werden soll?“[2] Deshalb nannte sie sich auch programmatisch „la Pucelle, das Mädchen, die Jungfrau“. Allein unter dieser Bezeichnung kann-

[2] Caterine Le Royer, Q II 447.

ten sie ihre Zeitgenossen. Der heute übliche Beiname „d'Arc" war ein Beiname ihres Vaters. Ihre natürliche, verständige Art überzeugte die Leute und sogar zwei Edelleute aus der Umgebung des Stadtkommandanten. Von Anfang an tritt sie souverän und siegessicher auf und zugleich bescheiden. Sie weiß genau, was sie will und für ihren Auftrag benötigt, und sie kann sich im Dienst dieses Auftrags auch in Szene setzen.

Da die Kriegslage an der Grenze und in Orléans fast hoffnungslos geworden war, und Baudricourt inzwischen auch mit dem Hof in Chinon korrespondiert hatte, beschloss er, das Wagnis einzugehen.

Die Jungfrau, die künftig überwiegend in Männergesellschaft leben sollte, bat um Männerkleidung und eine Männerfrisur, bei der die Haare über den Ohren rund abgeschnitten wurden. Das und alles Nötige sonst besorgten ihr die Einwohner der Stadt, ihr Vetter kaufte ihr ein Pferd. Baudricourt gab ihr ein Empfehlungsschreiben mit, dazu ein Schwert und sechs Mann zur Begleitung – eine bescheidene Eskorte für eine Gottgesandte. Darunter waren die beiden Edelleute seiner Entourage und ein königlicher Bote. Im Winter, durch teilweise englisch kontrolliertes Gebiet, erreichten sie in elf Tagen Chinon, wo der noch ungekrönte französische König residierte. Man schrieb das Jahr 1429. Es sollte „das Jahr der Wunder" werden, wie man später sagte. Genau genommen waren es nur sechs Monate.

2 Chinon, Poitiers, Orléans und Reims: Virgo potens

Chinon erreichte der Trupp am 23. Februar. Der König zögerte, die angebliche Gottgesandte zu empfangen, aber das Empfehlungsschreiben Baudricourts und eine gewisse Neugier überwogen. In einem persönlichen Gespräch muss sie dem Dauphin – König nannte ihn Johanna erst nach der Krönung und Salbung – ein Geheimnis mitgeteilt haben, das außer Gott nur er wissen konnte. Diese Erfahrung beeindruckte ihn sehr. Um jedoch sicher zu gehen, zog er Erkundigungen über sie ein und ließ sie

durch Hofdamen auf ihre Jungfräulichkeit untersuchen. Diese schloss nach damaligem Glauben ein Teufelsbündnis aus. Schließlich schickte er sie nach dem Verlust von Paris, der Hauptstadt, noch nach Poitiers, seiner Kulturhauptstadt. Dort wurde sie volle drei Wochen lang durch eine Kommission von hohen Würdenträgern und Hochschulprofessoren der Theologie auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft. Darüber schreibt der eingangs zitierte Alain Chartier: „Ein wahrhaft herrliches Schauspiel: Eine Frau führt einen Disput mit Männern, eine Ungelehrte mit Gelehrten, sie ganz allein mit vielen, die Allerniedrigste über die höchsten Fragen!“

Aus diesem Disput ist ein vielzitierter Wortwechsel überliefert. Ein Magister fragte: Wenn Gott das französische Volk aus seiner Not retten will, wozu braucht er da Soldaten? Sie antwortete: „Bei Gott, die Soldaten werden kämpfen, und Gott wird den Sieg verleihen.“ Mit dieser Antwort war der Magister zufrieden. Johanna sagte den Herrschaften vier Ereignisse voraus: die Entsetzung von Orléans, die Salbung des Dauphin in Reims, die Rückeroberung von Paris und die Rückkehr des gefangenen Herzogs von Orléans aus England. Alle diese Voraussagen trafen ein, die zwei letzten allerdings erst nach dem Tod der Prophetin. Die Prüfungskommission fand in ihrem Abschlussbericht nur Gutes an ihr: „Demut, Jungfräulichkeit, Frömmigkeit, Ehrbarkeit, Einfachheit (simplesse)“. Man empfahl dem König angesichts der desolaten Lage und der Tatsache, dass man nichts Böses an ihr gefunden habe, das Mädchen, wie sie es wünschte, mit Soldaten nach Orléans zu schicken, auch wenn ihre Versprechungen möglicherweise nur menschliche Erfindungen seien. Die Jungfrau berief sich auf einen himmlischen „Ratgeber“, „Stimmen“ und Erscheinungen des Erzengels Michael, vor allem aber der heiligen Katharina (von Alexandrien) und der heiligen Margareta. In Poitiers beschloss man jedoch einvernehmlich, in der Öffentlichkeit davon zu schweigen. Man begnügte sich damit, dass sie von Gott gesandt

war. Ein Beglaubigungszeichen für die Gottgesandtheit, also ein Wunder, müsse man allerdings verlangen.

Als dieses Zeichen versprach die Jungfrau den Entsatz von Orléans. Daraufhin erhielt sie ein Streitross, ein Schwert und eine eigens angefertigte Rüstung. Als Kommandantin (capitaine) mit einem entsprechenden Sold samt Finanzverwalter für ihren „Hausstand“ (hôtel) wurde sie zur Anführerin einer kleinen Kampftruppe von etwa dreißig Mann samt zwei Pagen. Zu dieser Kampftruppe gehörten der Ritter Jean d’Aulon, den der König eigens zum treuen Hüter der Jungfrau bestellt hatte, die beiden Edelleute aus Vaucouleurs, aber auch zwei ältere Brüder Johannas, die also unter dem Kommando der kleinen Schwester kämpften. Sie hatte auch einen eigenen Kaplan, der am Ende wie Jean d’Aulon zusammen mit ihr in Gefangenschaft geriet. Nach ihren Angaben wurde eine Standarte bemalt. Sie zeigte auf weißer Seide Christus als Richter über den Wolken zwischen zwei Engeln mit Lilien, dem Symbol des Königshauses, dazu den Schriftzug „Jesus Maria“. Auf der Rückseite war die Verkündigung an Maria dargestellt. Dieses Banner war, wie sich zeigen sollte, ihre wirksamste Waffe. Sie trug es meistens selbst, schon um nicht in Versuchung zu kommen, ihr Schwert zu gebrauchen. Nach eigener Aussage hat sie nie einen Menschen getötet.

Noch bevor sie nach Orléans aufbrach und irgendetwas vollbracht hatte, außer dass sie alle Besucher für sich einnahm, am Tag nach dem Abschluss der Befragungen in Poitiers, diktierte sie ganz aus eigener Initiative ein herausforderndes Sendschreiben an den Herzog von Bedfort, den Regenten für den minderjährigen englischen König, und die hohen Militärs der Engländer. Solche Briefe gehörten zum damaligen Propagandakrieg. Von Seiten einer unbekannten „Jungfrau“ jedoch musste so etwas als pure Anmaßung erscheinen. In dem Brief verlangte sie „die Schlüssel aller guten Städte“, die sie besetzt hielten. Denn sie sei „von Gott, dem König des Himmels, hierher gesandt, um Euch, Mann für Mann, aus Frankreich hinauszuschlagen.“ Frei-

lich sei sie gern bereit, Frieden zu schließen und Gnade walten zu lassen, wenn man sich ihr füge. Andernfalls werde sich in Frankreich ein Kriegsgeschrei erheben, wie man es hier seit tausend Jahren nicht gehört habe. Karl sei der einzige Erbe der französischen Krone, wie ihm die Jungfrau von Gott offenbart habe, und er werde im Triumph in Paris einziehen. „Geschrieben am Dienstag der Heiligen Woche." Mit diesem Brief schickte sie ihre Herolde zu den Engländern vor Orléans. Der Hof verbreitete sofort Abschriften in ganz Europa. Das war äußerst riskant angesichts der starken Worte dieses Mädchens. Mit der Möglichkeit eines Fiaskos und einer ungeheuren Blamage musste man immerhin rechnen. Doch der Hof setzte alles auf eine Karte.

Am Abend des 29. April 1429 erreichte die Jungfrau zusammen mit einem ansehnlichen Heer und Proviant Orléans und zog in voller Rüstung auf einem weißen Streitross unter dem Jubel des Volkes durch das einzige noch offene Tor in die Stadt ein, mit dem Stadtkommandanten zu ihrer Linken, gefolgt von 200 „Lanzen". Acht Tage darauf, am 8. Mai, nach dramatischen Kämpfen hoben die Engländer die Belagerung auf und zogen ab. Für alle Beteiligten war es ersichtlich, dass der entscheidende Faktor in den Kämpfen das Charisma der Jungfrau war, die ihre Soldaten – und nicht nur die ihrer kleinen Truppe – anfeuerte und mit ihrem Banner immer in vorderster Front zu sehen war, eigenhändig die Sturmleiter anlegte und als erste hinaufstieg. Angst hat sie nie gekannt. Ein Zeuge dafür ist sogar der Herzog von Bedford. In einem Brief an den König macht er für die Niederlage die abergläubische Angst der englischen Soldaten vor dieser Hexe und Teufelsdienerin verantwortlich.[3]

Immer wieder setzte Johanna ihren Kopf oder sagen wir genauer: die Ratschläge ihrer Stimmen gegen die vernünftigen Pläne der hohen Militärs durch. Der bemerkenswerteste Fall ist die Eroberung der starken Festung Les Tourelles am letzten

[3] Vgl. Q V 136f.

Kampftag. Man stürmte vom Morgen bis zum Abend – ohne Erfolg. Die Engländer, die keinen anderen Rückzugsort mehr hatten, kämpften verzweifelt trotz ihrer Angst vor der vermeintlichen Hexe. Die Feldherren wollten zum Rückzug blasen lassen. Da bat die Jungfrau den Stadtkommandanten um einen kleinen Aufschub, schwang sich auf ihr Pferd und ritt in einen nahegelegenen Weinberg. Dort verbrachte sie „eine halbe Viertelstunde", wie sich der Stadtkommandant später ausdrückte, im Gebet.[4] Darauf kam sie zurück, ergriff ihre Fahne und ließ zum Angriff blasen. Die Soldaten folgten ihr, und diesem letzten Angriff hielten die Engländer nicht mehr stand. Ihr Kommandant stürzte bei der Flucht über die Brücke mit vielen anderen in die Loire und ertrank. In der halben Viertelstunde hatte Johanna ihre Stimmen gerufen und um Rat gebeten, das war alles. Bis heute wird der 8. Mai in Orléans mit einem feierlichen Gottesdienst und einem großen Umzug als Volksfest gefeiert. Dazu wird alljährlich eine neue Jeanne d'Arc bestimmt, eine Rolle, die „avec foi et honneur" zu übernehmen ist.

Der Ruhm der Jungfrau und ihrer unerhörten Kriegstaten verbreitete sich schnell in ganz Europa. Von überall her kamen private Heerführer mit Truppen, um sich, und sei es ohne Sold, dem sieggewohnten „Heer der Jungfrau" anzuschließen. Die Städte an der Loire wurden nacheinander zurückerobert, und die Heldin brachte einen wenig motivierten König und seine militärischen Berater dazu, tatsächlich nach Reims zu ziehen zur Salbung. Man muss bedenken, dass Reims und die Städte unterwegs in englischer oder burgundischer Hand waren. Reims ging erst im letzten Augenblick zum König über. Bei seiner Salbung und Krönung am 17. Juli sah man die Jungfrau mit ihrer Standarte ständig neben dem König und auch am Hochaltar stehen, gegen alle liturgischen Regeln. Auch Leute aus ihrem Dorf waren anwesend, vor allem ihr Vater und ihr

4 Q III 8.

Vetter Laxart, der sie erst ein halbes Jahr vorher als unbekanntes Bauernmädchen auf den Weg gebracht hatte.

Mit Orléans und Reims hatte sich das Blatt im Hundertjährigen Krieg endgültig zugunsten des französischen Königs gewendet. Johanna wollte anschließend weiterkämpfen, um die Engländer programmgemäß „Mann für Mann, aus Frankreich hinauszuschlagen". Aber diese Krönung ihres Werkes sollte sie nicht mehr erleben. Es ging immer weniger nach ihrem Kopf, und vielleicht war es besser so.

Mitte August zog das königliche Heer durch zwei kleine Städtchen, dessen Einwohner den König mit freudigen „Noël, Noël"-Rufen begrüßte. Das freute die Jungfrau, die zwischen dem Erzbischof von Reims und dem Stadtkommandanten von Orléans dahinritt, und sie äußerte tief bewegt: Unter diesen guten Leuten hier wolle sie begraben werden. Darauf wendet sich der Erzbischof an sie: Ob sie eine Todesahnung habe? Sie wisse weder Ort noch Stunde, meint sie darauf und fügt überraschend hinzu: „Möchte es doch Gott, meinem Schöpfer, gefallen, dass ich jetzt die Waffen niederlegen und nach Hause gehen könnte, um Vater und Mutter die Schafe hüten zu helfen, mit meiner Schwester und den Brüdern, die sich sehr freuen würden mich zu sehen!"[5] Doch es gefiel Gott anders. Der Sturm auf Paris – von ihr gegen jede gute Sitte am 8. September, am Feiertag Mariä Geburt, unternommen – wurde ein Fehlschlag. Der König befahl den Abbruch der Belagerung.

An dieser Stelle möchte ich drei zeitgenössische theologische Gutachten über die Jungfrau vorstellen, die ganz auf Nachrichten aus zweiter Hand beruhen, dazu das Zeugnis einer Dame, die sie aus nächster Nähe kennengelernt hat. Sie können uns ein zeitgenössisches Charakterbild der Jungfrau näher bringen.

5 Q III 14f. Zeuge für diese Anekdote ist der Bastard von Orléans, der spätere Graf von Dunois.

3 Virgo simplissima

Das erste dieser Gutachten stammt von dem bedeutendsten Gelehrten und Theologen des Spätmittelalters, Jean Gerson (1363 –1429), dem ehemaligen Kanzler der Universität Paris: „Über das Werk der Jungfrau und ihre Glaubwürdigkeit". Es ist datiert vom 14. Mai 1429, kaum eine Woche nach der Befreiung von Orléans.[6] Der Autor starb wenige Wochen nach der Abfassung. Er stellt eingangs fest: Es gibt vieles, was wir für sehr wahrscheinlich halten, das dann aber nicht eintritt. Unwahrscheinlich heißt eben noch lange nicht unmöglich. Mit dieser Erfahrungsweisheit verteidigt Gerson die ganz und gar unwahrscheinlichen Taten dieses Mädchens. Man müsse allerdings festhalten, dass die Jungfrau die Wege der menschlichen Klugheit nicht außer acht lasse. Sie sei nicht starrköpfig, sondern berufe sich auf göttliche Eingebungen. Als geschichtliche Vorbilder für sie verweist Gerson wie viele andere Zeitgenossen auf Debora und Judith, aber auch auf Judas den Makkabäer und die hl. Katharina, ohne zu wissen, dass diese Heilige der Jungfrau fast täglich erschien.

Was ihre Männerkleidung angeht, erklärt er: Die Bestimmungen des Alten Testaments darüber seien durch den neuen Bund überholt. Es sei offenkundig der Wille des himmlischen Königs gewesen, dass die starken Waffen der Bosheit durch die Hand einer Jungfrau zuschanden gemacht werden. Gerson schließt seine Ausführungen mit dem Satz: A Domino factum est istud „Vom Herrn ist das geschehen", ein Zitat aus Ps 118. Die Fortsetzung kannten seine Adressaten: „... und es ist wunderbar in unseren Augen" (Ps 118,23; Mk 12,11).

Ebenfalls vom Mai 1429 datiert ein Gutachten über die Jungfrau, um das der gelehrte Bischof von Embrun, Jacques Gelu, vom Hof gebeten wurde.[7] Er nennt Johanna ein jugendliches Mädchen (adulescentula puella), von dem die einen sagen,

6 Q III 298 – 306: Super facto Puellae et credulitate ei praestanda.

7 Q III 393 – 409.

sie sei von Gott gesandt, die anderen, sie sei vom Teufel getäuscht und sein Werkzeug. Beide Interpretationen hielten sich durch, die eine eher im französischen, die andere eher im englisch-burgundischen Lager. Welche der beiden ist vorzuziehen? Der Bischof weist zunächst auf die desolate politische Lage hin, die nur noch Hoffnung auf Gott übrig lasse. Und warum soll Gott nicht durch das weibliche Geschlecht, ja durch ein ungebildetes Mädchen vom Land dem frommen König zu Hilfe kommen? Gott habe offenkundig wieder einmal „das Niedrige erwählt, um das Starke zuschanden zu machen" (1 Kor 1,27). Das Mädchen sei dem Vernehmen nach fromm und anständig, beichte häufig und kommuniziere und es meide das viele-Worte-Machen (multiloquium).[8] Sie sei mäßig im Essen und Trinken, dürste nicht nach Blut, sei friedliebend und biete Vergebung an. Was die beanstandete Männerkleidung angeht: Das sei für eine keusche Jungfrau beim Zusammenleben mit Männern ganz angebracht. Einer Botin Gottes müsse man gehorchen, sonst gehe es einem wie König Saul. Wenn die Jungfrau also etwas dezidiert verlange, müsse man es tun, selbst wenn es zweifelhaft erscheine.

Dieses Gutachten war die überarbeitete Fassung eines ersten Gutachtens, das Jacques Gelu noch vor den Ereignissen von Orléans an den Hof geschickt hatte. Dieses erste Gutachten hatte zu äußerster Vorsicht gemahnt. Man müsse damit rechnen, dass dieses Bauernmädchen verrückt sei und eine Häretikerin, vielleicht sogar eine vom Burgunderherzog beauftragte Mörderin. Die Kleidung dieser jungen Frau sei äußerst verdächtig; der König solle ja nie allein mit ihr reden. Das waren gutgemeinte Warnungen, aber nachdem das Zeichen von Orléans gegeben war, musste man umdenken. Im englisch-burgundischen Lager allerdings blieb man bei der unsäglich gekleideten Hexe und Ketzerin.

---

[8] Vgl. Mt 6,7 Vulgata: Nolite multum loqui, sicut ethnici. putant enim quod multiloquio suo exaudiantur. Regula Benedicti 4,52: Multum loqui non amare.

Nur wenige Wochen später entstand ein weiteres Gutachten. Dieses stammt nicht aus Frankreich, sondern aus Deutschland, auch wenn es von einem Holländer namens Heinrich von Gorkum verfasst ist. Er hatte in Paris, Köln und Rostock studiert. Damals war er Theologieprofessor in Köln und Pfarrer an Klein St. Martin. Sein Gutachten beginnt er mit einem bemerkenswerten Porträt der umstrittenen Jungfrau:

„Zum Sohn des französischen Königs [gemeint ist Karl VII.] kam eine Jugendliche (quaedam juvencula), die Tochter eines Hirten, die, wie man sagt, auch selbst die Herde gehütet hat. Sie behauptete, sie sei von Gott gesandt, um das Königreich wieder unter seine Obrigkeit zu bringen. Damit diese Behauptung nicht ganz leichtfertig erscheint, bedient sie sich übernatürlicher Zeichen, indem sie etwa Herzensgeheimnisse offenbart und unvorhersehbare Ereignisse (futura contingentia) vorhersagt. Man sagt weiter, dass sie ihr Haar kurzgeschoren trägt nach Art eines Mannes und in den Krieg ziehen will. Mit Kleidern und Waffen von Männern angetan besteigt sie ein Pferd, und solange sie mit einer Standarte in der Hand auf dem Pferd sitzt, zeigt sie eine erstaunliche Energie und ordnet das Heer wie ein erfahrener Heerführer. Sie macht ihre Leute kampflustig und ihre Gegner ängstlich, wie von ihren Kräften verlassen. Sobald sie aber vom Pferd herabsteigt, nimmt sie wieder ihre gewohnte Art an und wird ganz schlicht und natürlich (simplissima), unerfahren in weltlichen Geschäften wie ein unschuldiges Lamm. Man sagt auch, dass sie keusch, mäßig und genügsam lebt, ganz Gott ergeben (Deo devota), und dass sie alle, die sich ihr unterstellen wollen, am Morden, Rauben und sonstigen Gewalttaten hindert. Diese und ähnliche Dinge führen dazu, dass sich große und kleine Städte und Kastelle dem Königssohn unterwerfen und Treue versprechen.“[9]

[9] Übersetzt nach Q III 410–421, hier 410–412.

Dieses kleine Porträt beweist, wie gut man auch im Ausland informiert sein konnte, trotz aller Legenden, mit denen die Jungfrau von Anfang an umrankt wurde. Nur eine Legende erweist sich bis heute als unausrottbar: Die Legende vom Hirtenmädchen. Jeannette hat zwar gelegentlich auch einmal Schafe gehütet oder beim Pflügen geholfen, aber meistens half sie ihrer Mutter im Haus. Als man sie später in Rouen beim Prozess fragte, was sie gelernt habe, antwortet sie: „Spinnen und Nähen; darin nehme ich es mit jeder Frau in Rouen auf.“[10] Sieht man also von dieser Kleinigkeit ab, stimmt an dem Porträt des Kölner Theologieprofessors alles.

In seiner Charakteristik bezeichnet Heinrich von Gorkum die Jungfrau als simplissima, ganz einfach und natürlich, als „unschuldiges Lamm“ und unerfahren in weltlichen Geschäften. Genauso charakterisiert sie auch Marguerite La Touroulde, die Witwe des Finanzchefs am Hof Karls VII.[11] Bei ihr in Bourges wohnte Johanna im Herbst 1429 drei Wochen lang. Diese hohe Dame gibt im Revisionsprozess an, sie habe mit Jeanne im selben Bett geschlafen und mit ihr zusammen auch das Bad und die Sauna besucht und öfter, als sie gewohnt war, auch die Kirche, ja, Jeanne habe sie mit ihren Bitten sogar mehrmals dazu gebracht, sie in die Frühmesse zu begleiten. Sie habe nichts irgendwie Böses an ihr finden können, sie sei tota innocentia gewesen, die Unschuld selber, und multum simplex, ganz natürlich, und habe von nichts etwas verstanden außer vom Krieg. Dass sie sonst von nichts etwas verstanden habe, ist, wie wir schon gesehen haben, nicht ganz richtig. Aber Spinnen und Nähen hatte die hohe Dame nicht nötig; davon hat sie wohl nichts verstanden, die Jungfrau aber war bereit, sich auf diesem Feld mit jeder Frau zu messen. Das Kriegswesen hat sie nur ihrer Sendung wegen gelernt.

---

10 Q I 51.

11 Vgl. Q III 85–88.

12 Vgl. Q I 102 (3.3.1431).

Noch etwas hat die Dame beobachtet: Die Kriegerin sei sehr freigebig gewesen und habe mit Vorliebe Arme und Notleidende unterstützt. Dass sie die Armen nach Vermögen unterstützt habe, erwähnt sie beiläufig im Prozess.[12] Ihre Gastgeberin fragte offenbar nach, warum sie das tue, da habe sie geantwortet: „Sie sei zum Trost der Armen und Notleidenden gesandt (quod erat missa pro consolatione pauperum et indigentium)". Das gehörte also zu ihrer Sendung. Die einzige Gunst, die sie von ihrem König erbat, war die Steuerbefreiung ihres Heimatdorfes und des Nachbarortes. Diese Steuerfreiheit bestand bis zur französischen Revolution 1789.

4 Virgo prudentissima

Im Frühjahr 1430 war die Jungfrau mit einer eigenen Truppe von etwa 400 oder 500 Mann an verschiedenen Brennpunkten im Einsatz, mit Erfolgen und Misserfolgen. So kam sie mit ihren Leuten auch der von Burgundern belagerten Stadt Compiègne nördlich von Paris zu Hilfe. Sie gelangte in einem gewagten Coup vor Sonnenaufgang in die Stadt und unternahm noch am Nachmittag einen Ausfall. Es war der 25. Mai. Dabei wurde sie an ihrem Mantel vom Pferd gerissen und musste sich gefangen geben. In Paris, das von den Burgundern gehalten wurde, sang man in Notre-Dame ein Te Deum. Die Engländer kauften sie dem Herzog von Burgund für 10 000 Goldstücke ab. Diese Summe bezahlte man damals für vornehme Gefangene.

Die Universität Paris, die sich als getreue Tochter des englisch-französischen Königs bezeichnete, verlangte schon am Tag nach der Gefangennahme die Auslieferung der Häresieverdächtigen für einen Inquisitionsprozess. Die Engländer waren einverstanden, allerdings mit einem Vorbehalt: Falls sie wider Erwarten freigesprochen würde, müsse sie sofort zurückübergestellt werden. Die Hexe, die ihnen solche Angst gemacht und solche Verluste beigebracht hatte, sollte auf jeden Fall sterben,

[13] Q I 129. Der erwähnte Brief ist leider nicht überliefert.

am besten natürlich aufgrund eines kirchlichen Urteils. Denn damit war auch ihr König desavouiert. So stand auch das Prozessziel fest. Die Leitung des Prozesses riss der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, ein Mitarbeiter und Berater der englischen Krone, regelrecht an sich. Er war entschlossen, das gewünschte Ziel zu erreichen, natürlich durch einen nach außen hin möglichst korrekten Prozess. Er wurde nach langen Vorbereitungen im Januar 1431 eröffnet. Die erste öffentliche Sitzung mit 43 Beisitzern fand am 21. Februar statt. Das Verfahren zog sich dann noch über drei Monate hin. Das hatte einen einfachen Grund: Die Richter mussten das Vergehen für ein Todesurteil erst noch finden. Das Verfahren wurde nämlich ohne eine klare Anklage und ohne alle Zeugen eröffnet. Die Angeklagte hätte auf alle Fragen schweigen können. Aber das wusste sie nicht. Johanna wurde noch einmal auf ihre Jungfräulichkeit untersucht. Das Ergebnis der Untersuchung fand allerdings keine Erwähnung im Protokoll, da es nicht anders ausfiel als damals in Poitiers.

Hier stand nun das einfache, schlichte Kind, dessen Gebetsschatz sich auf das Vaterunser, das Credo und das Ave Maria beschränkte, vor den Klugen und Weisen, den hochgelehrten Theologieprofessoren und Kanonisten. Und es bestätigte sich, was Jesus über diese beiden Menschenarten gesagt hat, als er seinen himmlischen Vater dafür pries, dass er das Eigentliche der einen verborgen, der anderen aber offenbart habe (Mt 11,25f). Die Akten des Prozesses, mit denen sich die Richter selbst widerlegen, sind überliefert. Hier spricht die Jungfrau ganz authentisch zu uns. Dabei zeigt sie Mutterwitz und eine natürliche Klugheit, die ihre Richter manchmal geradezu sprachlos machte. Mit knappen Formulierungen trifft sie den Nagel auf den Kopf. Sie hat ein ausgezeichnetes Gedächtnis und kann immer wieder sagen: Diese Frage habe ich schon beantwortet, schaut im Protokoll nach. Ihre Stimmen rieten ihr immer wieder, den Richtern „unerschrocken“ zu antworten, und diese Unerschrockenheit behielt sie bei bis zum Schluss. Auf

die Frage, warum sie so oft beichte, antwortete sie trocken: „Man kann sein Gewissen nie genug reinigen.“ Mehrfach warnte die Angeklagte den vorsitzenden Richter und sein Gremium vor einem ungerechten Urteil, das sie vor Gottes Richterstuhl zu verantworten hätten.

Im Prozess warf man der Angeklagten auch vor, dass sie ihre Eltern ohne ihr Wissen und ihre Einwilligung verlassen hätte; man müsse doch Vater und Mutter ehren. Johanna erklärt darauf: In allem übrigen sei sie ja gehorsam gewesen, nur in dieser Sache nicht. Man hielt ihr entgegen: Ob das etwa keine Sünde sei, den Eltern so davonzulaufen? „Da Gott es befohlen hatte, musste es geschehen. Und ich wäre gegangen, auch wenn ich hundert Väter und hundert Mütter gehabt hätte und eine Königstochter gewesen wäre!“ Im übrigen habe sie ihnen später geschrieben und ihre Verzeihung erhalten.[13]

Am Nachmittag dieses Verhandlungstages – es war der 12. März – kommen die Richter noch einmal auf dieses Thema zurück und fragen, wie das mit den Träumen ihres Vaters gewesen sei. Die Richter zeigen sich immer wieder bestens informiert. Darauf erzählt die Angeklagte freimütig: Als sie ungefähr 15 Jahre alt war, also etwa zwei Jahre, nachdem ihre Stimmen eingesetzt hatten, hätte ihr Vater öfter einen Albtraum gehabt: Seine Tochter ziehe mit Soldaten davon. Deshalb sei sie streng beaufsichtigt worden. Der Vater fürchtete natürlich, dass sie sich zu einer Soldatendirne hergebe. Er habe daraufhin zu ihren Brüdern gesagt: Wenn sie das tun will, müsst ihr sie ertränken, sonst tu ich es selbst. Das habe ihr ihre Mutter erzählt. Als sie dann fortgegangen sei nach Vaucouleurs, hätten die Eltern fast den Verstand verloren.[14]

Nachdem Johanna bereits in der zweiten öffentlichen Sitzung ihre Offenbarungen von sich aus erwähnt hatte, bissen sich ihre Richter an diesem Thema fest, um damit die Hexe und

14 Q I 131f / T I 126f.

Ketzerin zu überführen. Man bombardierte sie mit Fragen zu ihren Erscheinungen und „Stimmen“. Vor dem Prozess wussten nur wenige Eingeweihte Näheres darüber. So wird sie gefragt, ob die Stimme, von der sie Rat erbitte, auch ein Gesicht und Augen habe? Sie verweigert zunächst die Aussage und zitiert ein Sprichwort, das unter Kindern umgehe: „Mancher wird gehängt, weil er die Wahrheit sagt.“ Das sollte sich auch an ihrem Fall erweisen.

Die Schlussphase des Prozesses, die eigentliche Gerichtsverhandlung mit der Anklage und der Urteilsverkündung, fällt in die Karwoche. Welche Symbolik! Trotz all ihrer Bitten ließ man die Angeklagte wegen ihrer Männerkleidung nicht in die Kirche. Vom Dienstag bis zum Karsamstag las man ihr die 70 Artikel der Anklage vor, die beweisen sollten, dass sie „eine Hexe und Zauberin, Wahrsagerin, falsche Prophetin, böse Geister anrufend und mit ihnen im Bunde“ sei. Dazu kam eine lange Liste absurder Vorwürfe, vermischt mit einigen zutreffenden Aussagen. Die Angeklagte durfte zu jedem Artikel kurz Stellung nehmen. Sie tat es mit einer eindrucksvollen Präzision und Geistesgegenwart. So sagt sie etwa zum 3. Artikel, in dem ihr Glaubensabfall vorgeworfen wird: „Ich leugne diesen Artikel und beteure, dass ich nach bestem Können zur Kirche gehalten habe.“ Mehrfach kann sie sagen: „Ich verweise auf meine frühere Antwort. Alles übrige leugne ich.“

Das ganze groß aufgezogene und teure Verfahren war eine politisch gelenkte Spiegelfechterei, der man ein formal korrektes Mäntelchen gab. Und selbst das Mäntelchen war fadenscheinig. Dass die verblendeten Richter von der Richtigkeit ihrer diabolischen Deutung von Johannas Stimmen überzeugt waren, jedenfalls die Mehrheit von ihnen, soll damit nicht bestritten werden. Das entschuldigt sie freilich nicht. Denn die von ihnen selbst dokumentierten Vorgänge beweisen eindeutig, dass es ihnen nicht um die Wahrheit ging, sondern allein darum, ihre vorgefasste Meinung bestätigt zu finden und das vorgegebene Ziel zu erreichen. Von ihnen gilt, wie mir scheint,

was Jesus über die Pharisäer sagt, die mit ähnlich sophistischen Methoden den Blindgeborenen „überführt“ hatten: „Wenn ihr blind wärt [also in unüberwindlicher Unwissenheit gehandelt hättet], hättet ihr keine Sünde. Jetzt aber sagt ihr: ‚Wir sehen!‘ Also bleibt eure Sünde“ (Joh 9,41).

5 Virgo fidelis

Die Festigkeit der schwer geprüften, misshandelten, von einer Krankheit geschwächten und völlig erschöpften virgo potens wurde bei einer dramatischen und turbulenten Vorführung auf dem Friedhof von Rouen so erschüttert, dass sie einen Widerruf unterschrieb. Die dramatischen Vorgänge sind nicht ganz durchsichtig. Daraufhin wurde sie statt zum Tod zu lebenslänglichem Gefängnis bei Wasser und Brot verurteilt, womit sie wohl nicht gerechnet hatte. Noch am Abend oder in der folgenden Nacht warfen ihr ihre Stimmen „Verrat“ vor.[15] Darauf nahm sie den Widerruf sofort zurück. Er sei, wie sie beim letzten Verhör darüber erklärte, nur aus Angst vor dem Feuertod erfolgt. Dass sie zu dieser Selbstüberwindung fähig war, ist meiner Ansicht nach eines der stärksten Zeichen für ihre Heiligkeit.

Das Todesurteil folgte schnell. Am 30. Mai 1431, ziemlich genau ein Jahr nach ihrer Gefangennahme und zwei Jahre nach der Befreiung von Orléans, wurde es auf dem Marktplatz von Rouen vollstreckt. Vor der Hinrichtung ließ man sie mit ausdrücklicher Erlaubnis des Bischofs von Beauvais beichten und ihr die Kommunion reichen, die sie mit einem Strom von Tränen empfing. Anschließend fuhr man sie auf dem Henkerskarren zum Hinrichtungsort. Vor einer großen Menschenmenge, umringt von 800 bewaffneten englischen Soldaten, wurde sie mit einer Ketzermitra zum Scheiterhaufen geführt. Auf einer Tafel davor stand geschrieben: „Johanna, die sich ‚die Jungfrau‘ nennen ließ: Lügnerin, Verderberin, Verführerin des Vol-

[15] Q I 456 / T I 397: „proditio / trahison“.

kes, Wahrsagerin, Abergläubische, Gotteslästerin, Hochmütige, falschgläubig im Hinblick auf Jesus Christus, Prahlerin, Götzendienerin, Grausame, Liederliche, Anruferin von Teufeln, Apostatin, Schismatikerin und Häretikerin."[16] Diese 16 Vorwürfe waren 16 Unterstellungen.

Die Verurteilte bat alle Anwesenden um Verzeihung und verzieh ihrerseits allen, was sie ihr angetan hatten. Die anwesenden Priester bat sie, Messen für ihre Seele zu lesen. Man ließ sie etwa eine halbe Stunde lang laut jammern und beten. Sie bat noch darum, ihr bis zuletzt das Tragkreuz aus der Kirche vor Augen zu halten, was ihr letzter Beichtvater auch tat. Bevor sie erstickte, rief sie ihre Heiligen an und schrie bis zum letzten Atemzug „Jesus! Jesus!". Das war ihr letztes Wort. Das umstehende Volk brach in Tränen aus. Der Notar Guillaume Manchon, der zusammen mit zwei weiteren Schreibern die Fragen und Antworten des gesamten Prozesses protokolliert hatte, gestand später, er habe in seinem Leben nie so geweint, wie damals; von dem Prozessgeld habe er sich ein Missale gekauft, um für sie zu beten. Selbst den Richtern auf ihrer Tribüne kamen die Tränen. Reuetränen waren es wohl kaum. Ihre Asche wurde in die Seine gestreut. Es sollte keinerlei Reliquien geben. Als der Sekretär des englischen Königs, John Tressart, von der Verbrennung der Jungfrau zurück kam, so bezeugt ein Bürger von Rouen, sei er in Klagen ausgebrochen und habe erklärt: Wir sind alle verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt![17] Der mit ihrer Verbrennung beauftragte Henker suchte am Abend dieses furchtbaren Tages das Kloster der Dominikaner auf und gestand im Gespräch mit den beiden Brüdern, die Johanna bis zu ihrem Ende geistlich beigestanden waren, er

---

16 So nach dem Schreiber von Paris, Clément de Fauquembergue, bei Q IV 459f. Vgl. G. Krumeich, Jeanne d'Arc (Anm. 1) 270.

17 Pierre Cusquel, Q II 307. 347. Der Sinn ist klar bezeugt, der Wortlaut mit leichten Varianten.

fürchte verdammt zu sein, da er eine Heilige verbrannt habe. Trotz aller Mühe sei es ihm nicht gelungen, die Innereien und das Herz zu verbrennen, was er für ein echtes Wunder halte.[18]

Das kurze Leben der Jungfrau war eine Tragödie, wie sie auch ein großer Dichter nicht vollkommener hätte erfinden können. Doch ohne den tragischen Schluss würde man heute vielleicht nur noch in Orléans an sie denken. Aus christlicher Sicht ist diese Niederlage ein glorreicher Sieg, ähnlich wie es das Kreuz dessen war, den sie mit ihrem letzten Wort nannte. Erst ihre furchtbare Passion, die ein ganzes Jahr lang dauerte, ihre Treue zu ihrer Sendung und ihr frommes Sterben auf dem Scheiterhaufen bewies ihre Heiligkeit. Das Todesurteil wurde ihr durch eine der höchsten kirchlichen Autoritäten gesprochen, und doch blieb sie nicht nur Gott, sondern auch der Kirche und ihren Sakramenten unerschütterlich treu. Sie wusste das Göttliche und das Menschlich-Allzumenschliche an dieser Kirche wohl zu unterscheiden und begriff zweifellos, dass das Menschlich-Allzumenschliche der göttlichen Seite der Kirche nichts anhaben kann. Das muss sie ihr vertrauter Umgang mit dem Göttlichen gelehrt haben. Die Kirche sprach sie am 16. Mai 1920 heilig als zweite Nationalheilige neben der Gottesmutter. Drei Wochen darauf beschloss das französische Parlament einen Nationalfeiertag zu ihren Ehren.

---

[18] Q II 7. 352 (Isembard de La Pierre).

Martin Mosebach, ein Schriftsteller der Gegenwart – und Zeuge des Glaubens?

Monika Born

Einleitung

Dass Martin Mosebach ein „Zeuge des Glaubens“ sei, ist eine steile Hypothese, wenn sich diese Aussage auf die Romane bezieht, die ich ausgewählt habe. Bei einigen seiner Bücher mit direkten Bezügen zum christlichen Glauben lässt sich seine Zeugenschaft zweifelsfrei belegen, so bei „Häresie der Formlosigkeit“ oder „Die 21“ sowie bei vielen Essays. Indes ist Mosebach doch in erster Linie Romancier. Lässt sich von den beiden ausgewählten Romanen sagen, sie seien ein Zeugnis des Glaubens − und wenn ja: in welchem Sinn? Der normale Leser oder Kritiker wird darauf wahrscheinlich nicht so leicht kommen. Ist dann nicht ein Interpret wie ich in der Gefahr, dem Schriftsteller und seinen Romanen die eigene Sicht zu unterschieben? Andererseits: Kann es denn sein, dass ein Autor in Essays und Sachbüchern eine gläubige Position vertritt, davon aber bei seinen Romanen völlig absieht? Wäre das nicht schizophren?

Es gibt eine Art Schlüsseltext, der zu einer klareren Sicht verhelfen kann: „Was ist katholische Literatur?“ − ein vielschichtiger Essay, bei dem ich mich auf für meine Frage wichtige Aspekte konzentriere.

1 Zur Romantheorie

Mosebach setzt den modernen Roman ab vom „katholischen Roman“ des 20. Jahrhunderts und bezieht sich dabei auf Werke katholischer Autoren aus Frankreich, z. B. Claudel und Bernanos, aus England, z. B. Chesterton und Eliot und aus Deutschland, z. B. Bergengruen und le Fort.

Das Charakteristische dieser „katholischen Literatur“ beschreibt Mosebach knapp so: Katholische Autoren behandeln ihre Stoffe unter katholischem Blickwinkel, bauen die Handlung so auf, dass sich die katholische Doktrin darin wiederfindet, und lösen den Knoten ihrer Erzählungen auf „katholische Weise“: mit dem Sieg der Gnade nach schweren Anfechtungen. Seine Kritik: Dieser „katholische Roman“ trage als „Unterfall“ der Gattung der engagierten Kunst mit ihr an allen Hypotheken: sich wegen seiner Intentionalität wichtige Elemente großer poetischer Kunst versagen zu müssen − die Freude an der Absurdität und am Spiel.

Um zu verdeutlichen, was katholische Literatur im eigentlichen Sinn einmal sein konnte, verweist Mosebach auf die lange Epoche, in der das Katholische das Selbstverständliche war und die größten Werke der westlichen Kultur entstanden sind wie die von Dante, Cervantes oder Shakespeare − bis hin etwa zu Droste-Hülshoff, Joyce oder Proust. Der Grundzug solcher katholischen Werke: Katholische Liturgie und Sitte wären als mit der Welt und allem Seienden als identisch empfunden worden. Die Autoren seien freimütig mit dem Dogma umgegangen und hätten unbekümmert ihren Spott getrieben mit dem Allzumenschlichen auch im kirchlichen Bereich. Es gab ganz selbstverständlich Humor, Satire und innerkatholische Kirchenkritik, was sich die Autoren der katholischen Literatur des 20. Jahrhunderts hätten versagen müssen, weil das Katholische längst nicht mehr das Selbstverständliche war.

Nun zur Theorie Mosebachs vom modernen Roman. Seit der Entwicklung der Gattung Roman innerhalb der erzählenden

Prosa im 16. Jahrhundert zeichne ihn aus, dass er nicht auf die Handlung zu reduzieren sei, vielmehr einem „Prosa-Orchester“ gleiche, das „eine Symphonie spielt“. Eine solche „Prosa-Ballung“ bewirke, dass sich der Leser in einem Roman aufhalte wie in einem fremden Land. Das freie Schweifen der Phantasie, die moralische Unbestimmtheit, die der Gattung eigen ist, vergleicht Mosebach mit dem Wort Jesu, der Schöpfer habe es zugelassen, dass Quecken und Disteln zwischen dem Weizen wachsen. Vor allem solle die Unergründlichkeit des Menschen nachgebildet werden.

Ob er − Mosebach − ein „katholischer Schriftsteller“ sei, wenn er von sich (wie Carl Schmitt) sage: „Ich bin so katholisch wie der Baum grün ist.“? Nein, das sei er nicht, auch wenn in seinen Romanen, die beinahe alle im religiös indifferenten Milieu spielen, durchaus gelegentlich Anspielungen auf katholische Verhältnisse vorkommen, doch eher an der Oberfläche seiner Erzählungen. Was er tatsächlich beschreibe, sei die bürgerliche Welt, „die die metaphysischen Antennen eingezogen hat“. Dies sei seine Welt, nämlich seien die Verhältnisse, die er am häufigsten und genauesten beobachtet habe. Er verzichte darauf, die Welt so darzustellen, wie sie seinem Wunsch gemäß sein soll, zugunsten der Darstellung der Welt, wie sie ist.

Die folgenden Ausführungen gehen weit über das hinaus, was ein nicht-christlicher Autor schreiben würde: „Wenn ich wirklich glaube, dass Gott die Welt und die Menschen geschaffen hat, dann muss ich auch die Gewissheit haben, in allem Wirklichen, das ich beobachte und auch in die Erzählung einfließen lasse, Spuren von Gottes Wirklichkeit zu begegnen, auch wenn sie mir zunächst unsichtbar bleiben.“ Das heißt doch für den Interpreten: aufmerksam sein auf solche Spuren in Mosebachs Romanen.

Ein weiteres Zitat: „Die Welt, wie sie sein soll und wie sie gedacht ist, wird sich erst nach dem Jüngsten Tag zeigen.“ Mit Paulus spricht er von einem „dunklen Spiegel“, in den wir bis

dahin schauen. Und wir dürften nicht so tun, als sei dieser Spiegel gar nicht dunkel oder als sei er kein Spiegel.

Und so sehe er sich außerstande, Menschen zu beschreiben, die um ihren Glauben ringen, oder Menschen, die eine Bekehrung erleben, oder Menschen, die an ihrer Schuld oder ihren Zweifeln zerbrechen, wenn er solche Menschen niemals erlebt habe. Das heißt ja wohl: Wenn in unserer säkularisierten Welt überwiegend Menschen so leben, „etsi Deus non daretur", wie es Robert Spaemann immer wieder ausgedrückt hat − Menschen, die leben, als ob es Gott nicht gäbe, dann werden sie auch die Hauptrolle im modernen Roman spielen. Allerdings lässt sich fragen, ob Menschen, die gläubig sind, aus dem Glauben zu leben versuchen und ihn bezeugen, heute wirklich gar nicht mehr sichtbar sein sollen.

Am Schluss seines Essays stellt Mosebach eine Überlegung an, die, wie er selbst sagt, über die Betrachtung der Frage nach der katholischen Literatur weit hinausgehe: Ob erzählende Literatur ganz allgemein ohne den religiösen Glauben, dass die Welt eine darstellbare Ordnung sei, überhaupt geschrieben werden könne. Denn alle Mittel, einen Stoff erzählerisch zu gestalten, rechneten mit dieser Ordnung. Und er zitiert Nietzsche mit dem Satz: „Solange wir an die Grammatik glauben, sind wir Gott nicht los."

Fazit: In diesem Essay spricht der Schriftsteller Mosebach durchaus als ein „Zeuge des Glaubens", auch wenn er kein „katholischer Schriftsteller" sein kann und will. Vor allem meine ich im Schlussteil zu erkennen, dass er davon überzeugt ist, dass alle Literatur letztlich auf der Schöpfungsordnung basiert, der auch die Ordnung der Sprache zugehört, denn sonst wären die Lesbarkeit der Welt und die sprachliche Verständigung nicht möglich.

2 Zwei ausgewählte Romane

Ich werde erst gar nicht den Versuch machen, Inhaltsangaben zu den beiden Romanen zu formulieren. Es handelt sich wirklich um „Prosaballung".

2.1 Das Blutbuchenfest (2014)

In 33 Kapiteln entfaltet das „Prosa-Orchester" seine Vielstimmigkeit von Personen und Geschichten. Im Zentrum stehen zunächst einzelne Personen, dann auch Beziehungen zwischen ihnen bis hin zu Großgruppen − durchweg im großbürgerlichen Milieu von Frankfurt am Main lebend. Die Brücke zwischen ihnen ist Ivana, eine Kroatin aus Bosnien, die seit etwa 20 Jahren illegal bei allen Hauptfiguren des Romans als Putzfrau tätig ist. Vom auktorialen Erzähler wird sie im ersten Kapitel vorgestellt als eine Persönlichkeit von einer „grundsätzlich anarchistischen Disposition", von ausgeprägter Menschenkenntnis, selbstbewusst denkend und handelnd.

Eine weitere Hauptfigur ist der Ich-Erzähler, promovierter Kunsthistoriker ohne Anstellung, vom Erbe seiner Eltern lebend. Es gibt demnach in diesem Roman einen auktorialen Erzähler mit einem Wissen, das der Ich-Erzähler nicht haben kann, und eben diesen Ich-Erzähler. Beide Perspektiven wechseln. Hinzu treten innerer Monolog, personales Erzählen und Retrospektive. Es gibt philosophische Sentenzen, religiöse Anspielungen, absurde Situationen und humoristische Szenen voller Komik und eine Liebesgeschichte − alles anschaulich erzählt (gleichsam mit den Augen eines Malers oder Bildhauers) im Zusammenspiel der Figuren. Langweilig wird es für den Leser nie. Er kann sich zudem freuen, dass Mosebach ein Bewahrer von Sprache, Stil und Form ist.

Einige weitere Figuren in ihrer Funktion im Romanzusammenhang: Mit seiner Großtuerei beeindruckt Wereschnikow seine Mitmenschen. Sein Großprojekt ist es, dem Zerfall Jugoslawiens durch einen internationalen Kongress über die Kultur

des Balkans zu wehren. Damit ist der zeitliche Hintergrund des Romans bestimmt: die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts mit den Balkankriegen. Für die Konzeption einer Ausstellung im Rahmen des Kongresses gewinnt er den Kunsthistoriker, der für seine Recherchen auf den Balkan reist und erleben muss, dass Wereschnikow die Ausstellung wegen finanzieller Probleme aus seinem Konzept streicht, ohne ihn zu entlohnen. Die Recherchen auf dem Balkan mit dem Zentrum von Ivanas Familie führen den Ich-Erzähler in eine wirkliche Gegenwelt zu den Frankfurter Verhältnissen. Hier erlebt er auch hautnah die Kriegsstimmung, angefacht durch den aufbrechenden Nationalismus. Sonst friedlich nebeneinander lebende christliche Kroaten und muslimische Bosnier werden zu Feinden.

Zurück zu Wereschnikow: Seine Geliebte ist Maruscha, sehr berechnend, was ihre Beziehungen zu Männern angeht, zugleich heimlich liiert mit Herrn Breegen, der − unter der Diktatur seiner Frau leidend − ihr voller Dankbarkeit eine Luxuswohnung eingerichtet hat. Mosebach stellt diese Frau durchaus differenziert dar mit ihrem barmherzigen Blick auf den geknechteten reichen Breegen.

Die widerwärtigste Figur im Personen-Ensemble des Romans ist Rotzoff, durch und durch korrupt; insofern eine Schlüsselfigur, als es seine Idee ist, ein Fest zu organisieren, um an Geld zu kommen, das er dann in die eigene Tasche wirtschaftet. Die Überschrift über dem 10. Kapitel zeigt bereits, dass dieses angebliche Fest eine Farce ist: „Die Erfindung eines Festes“. Wer verstanden hat, was in allen Religionen ein Fest ist mit seinen kultischen Wurzeln, erkennt die Absurdität von Rotzoffs konstruiertem Fest. Es gelingt ihm, Dr. Glück, einen von den anderen eher verachteten Zeitgenossen, dafür zu gewinnen, seine großzügige Wohnung mit dem großen Garten zur Verfügung zu stellen, in dessen Mitte eine prächtige Blutbuche steht. Dass es ausgerechnet eine BLUTbuche ist, die Mosebach in Glücks Garten wachsen lässt, ist kein gutes Omen. Tatsächlich entwickelt sich das „Fest“ zu einem Desaster, weil Rotzoff

viel zu viele Eintrittskarten mit falschen Versprechungen verkauft hat, die Gäste meutern und schließlich ein totales Chaos anrichten.

Es laufen bei diesem „Fest“ alle Erzählfäden zusammen. Und mittendrin Ivana, die für die Gäste sorgen soll, tatsächlich aber mit ihrer Familie in Bosnien telefonisch Kontakt hält, weil diese fliehen und mit ansehen muss, wie ihr Gehöft abgebrannt wird. Wirkliche Tragik: in Frankfurt eine Orgie − weit entfernt und doch so nah das Kriegselend auf dem Balkan. Auch das schwingt im Romantitel mit. Die Planung dieses Scheinfestes durchzieht den ganzen Roman bis hin zum typischen ersten Satz des letzten Kapitels: „Und dann ging es los.“ So demaskiert Mosebach dieses „Fest“.

Fragen wir nun, ob ein solcher Roman auch ein Glaubenszeugnis sein kann − vielleicht ein sozusagen „negatives“. Mosebachs Roman ist welthaltig. Soweit es um das Romanpersonal in Frankfurt geht, leben sie, als ob es Gott nicht gäbe, ohne „metaphysische Antennen“, ohne sittlichen Kompass. Die Frage nach Gott, nach Wahrheit, nach Sinn und rechtem Leben stellt sich nicht. Also eine Welt, wie sie ist? Ganz und gar heillos? Wer − wie Mosebach es ausdrücklich sagt − die Unergründlichkeit des Menschen nachbilden will, der muss differenzieren und zeigen, dass es bei seinen Figuren, zumindest bei einigen, so etwas gibt wie ein aufs Herz geschriebenes Gesetz, eine Sehnsucht, gut zu sein, recht leben zu wollen. Einige Beispiele: die scheue Geste des Kunsthistorikers, der mit seinem Taschentuch das Gesicht der toten Winnie bedeckt; die Sehnsucht Maruschas (jenseits der käuflichen „Liebe“), mit einem „einfachen, ergebenen, treuen Mann“ leben zu dürfen, mit dem sie zufrieden alt werden könnte; die zärtliche Liebe der herrschsüchtigen Frau Colisée zu ihrer Nichte Winnie; die plötzliche Erkenntnis des Ich-Erzählers von der Schönheit des Gefieders der verhassten Krähen, fast ein Augenblick der Kontemplation der irdischen Schöpfung in ihrer Schönheit.

Dann die Gegenwelt in Ivanas Heimat. Da der Ich-Erzähler den Menschen nicht ins Herz sehen kann, vermag er nur zu beschreiben, worin sich ihre Religiosität äußert, z. B.: „Ivanas Mutter trug auf dem Handrücken ein tätowiertes Kreuz als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zur römischen Kirche.“ Oder: Es wird beschrieben, wie fromm sich die Kroaten bei der kirchlichen Trauung und bei der Totenmesse für Ivanas verunglücktes Kind verhalten. Nur äußere Religiosität? Wer dürfte das unterstellen? Und weiter: Der Ich-Erzähler spricht mit einem Priester der katholischen Kirche, der um die Gefahr des erwachten Nationalismus weiß und ruhig erklärt, die römische Kirche werde auch dem gewachsen sein. Oder die Ergriffenheit des Kunsthistorikers vom liturgischen Gesang im orthodoxen Kirchlein.

Soll das alles nur Religiöses an der Oberfläche sein? Das scheint mir doch tiefer zu gehen und auf das zu verweisen, was „Spuren von Gottes Wirklichkeit“ im Wirklichen ausmacht, wie Mosebach das in seinem Essay ausdrückt. Und dann noch ein tieferer Blick auf Ivana: Ist sie bloß zufällig eine Putzfrau in diesen chaotischen Verhältnissen − oder hat Mosebach sie bewusst so gezeichnet? Gewiss schafft sie nur eine äußere Ordnung − wie es am Schluss des Romans ganz deutlich wird, wenn sie mit ihrem Mann nach der schrecklichen Orgie Ordnung schafft: „Dann begannen sie aufzuräumen.“ Allerletzter Satz des Romans − vielleicht in einem tieferen Sinn zu verstehen? Thomas von Aquin hat Schönheit als „Glanz der Ordnung“ definiert. Ist es Ivanas Metier, etwas von der Schöpfungsordnung „nachzubilden“? Dann entspräche das der Aussage Mosebachs, ein Roman könne nicht geschrieben werden ohne die Welt als darstellbare Ordnung und nicht ohne die grammatikalische Ordnung der Sprache. Wäre es dann ganz verfehlt zu sagen, es sei schließlich dieser Roman doch ein Glaubenszeugnis? In den Menschen ohne Gottes- und Wahrheitsverhältnis, in einer Welt scheinbar ohne Gott leuchtet etwas auf von dem Heil, das Welt und Mensch zugedacht ist.

2.2 Krass (2021)

In diesem Roman ist das „Prosa-Orchester“ in drei große Teile untergliedert, die mit musikalischen Tempi − Bezeichnungen in italienischer Sprache versehen sind − zu Deutsch: peinliches Allegro − mäßig bewegt − Trauermarsch; aussagekräftig für den Charakter des jeweiligen Teils.
Erster Teil: 22 Kapitel − 1988 in Süditalien
Zweiter Teil: Tagebuchaufzeichnungen − 1989 in Südfrankreich
Dritter Teil: 20 Kapitel – 2008 in Kairo
Wieder gibt es einen auktorialen Erzähler, der um Gedanken und Motive weiß, und einen Ich-Erzähler in der Figur des Dr. Jüngel, mit seinen Fax-Schreiben und Tagebuchaufzeichnungen.

Mit dem Titel des Romans „Krass“ wird der Leser eine „krasse Geschichte“ und „krasse Figuren“ assoziieren − im Sinne von extrem, scharf, grell. Das ist nicht falsch, denn die Hauptfigur − Ralph Krass − lässt sich genau mit diesen Worten kennzeichnen, ein „sprechender Name“ also − wie der seines zeitweisen Sekretärs Dr. Jüngel, bei dessen Namen einem „Jüngelchen“ einfällt. Er ist die zweite Hauptfigur, und die dritte mit dem exzentrischen Namen Lidewine ist exzentrisch.

Ralph Krass ist in jeder Hinsicht eindrucksvoll, mit großer Ausstrahlungskraft auf andere − bis zu seinem Tod und trotz schlimmer Erfahrungen mit ihm. Er ist ein Machtmensch, kalt, rücksichtslos. Das aber ist zunächst nicht offensichtlich. Durch illegale Öl- und Waffengeschäfte zu großem Reichtum gelangt, verwöhnt er Menschen, die er wie einen Hofstaat um sich gesammelt hat, mit jeglichem Luxus, solange sie ihm hörig sind. Entlarvend seine Aussage, die, wiewohl allgemein formuliert, doch klar auf ihn selbst bezogen ist: „Die Kraft eines Genies besteht darin, die Realität seinem Willen zu unterwerfen und nach seinem Willen zu formen.“ Ein uraltes und modernes Konzept von Autonomie und Machbarkeit mit der Tendenz, „zu sein wie Gott“. Völlig ironiefrei erklärt er: „... ich pflege Menschen zu kaufen. Ich kaufe Rat, ich kaufe Anwesenheit.“

So soll sein Sekretär die schöne Lidewine „kaufen“, die dann zum Kreis um Krass gehört.

Von Krass sagt der auktoriale Erzähler: „Rücksicht nehmen, eine Vorstellung gegen seine Natur.“ Kritik lässt ihn kalt. Seine Stärke gründet „auf der vollständigen Nichtachtung aller Menschen“. Eine seiner Eigenarten: Mit Geld will er nicht in Berührung kommen. Sein Adlatus Jüngel muss aus dem Geldkoffer alle Rechnungen begleichen. Und: Mit Leid und Unglück will er auch nichts zu tun haben. Seine von ihm getrennt lebende Frau und Jüngel sehen darin „etwas auf atavistische Weise Religiöses“, also Aberglauben.

Nun zu Dr. Jüngel, dem servilen Sekretär von Krass, aus dessen Faxschreiben an seine liebe Hella in Deutschland und aus seinen Tagebuchaufzeichnungen der Leser viel erfährt über Krass und seinen Anhang − natürlich aus der Sicht Jüngels. Im Grunde wird er von allen verachtet, vor allem von Lidewine, in die er verliebt ist, ohne Aussicht auf Erfolg. Und er späht sie auf eine ihn selbst erniedrigende Weise aus und verrät sie an Krass, was ihren Ausschluss aus dem Kreis um Krass zur Folge hat - und seine eigene Entlassung. Da hat er seine Hella schon verloren und trachtet, deren neues Glück zu zerstören.

Der Autor widmet Dr. Jüngel den zweiten Teil des Romans. Er lebt jetzt einsam und ziemlich mittellos in einem kleinen Haus in Südfrankreich, führt Tagebuch über aktuelle Ereignisse und Vergangenes, zeigt sich noch immer im Bann von Krass und begegnet einem frommen Schuster, der im nahen Kloster seine Werkstatt hat − das genaue Gegenbild zu Krass. Von ihm sagt Jüngel, ansonsten nicht durch Religiosität auffallend, er sei ein „Heiliger der Verborgenheit“, der seine Lebensqualen trage wie Märtyrer auf alten Bildern ihre Folterwerkzeuge. Der Leser mag den Eindruck gewinnen, aus Jüngel könnte noch ein vernünftiger Mensch werden.

Kurz noch zur jungen, schönen Lidewine, die mit ihrer Extravaganz den Hofstaat von Krass ziert, sich ihm gegenüber, was sonst niemand darf, allerlei Respektlosigkeiten erlaubt, die

er unwillig hinnimmt − sie ist unter der Bedingung von ihm „gekauft“ worden, dass es keine Intimitäten mit Krass oder anderen Männern geben darf. Als sie diesen Vertrag bricht, wird sie umstandslos hinausgeworfen.

Was ist aus diesen Hauptfiguren 20 Jahre später geworden? Das ist Thema des dritten Romanteils, der alle drei in Kairo zusammenführt.

Krass ist − jetzt 73 Jahre alt − gescheitert und völlig verarmt. Nach Deutschland kann er nicht zurück, weil er dort sofort festgenommen würde. Nun erlebt er − ganz der Alte − ein „rauschhaftes Unabhängigkeitsgefühl“, weil er nichts mehr zu brauchen meint. Mit dieser Selbstherrlichkeit ist − vorübergehend − Schluss, als er zusammenbricht. Schon bald ist der alte Ich-Rausch wieder lebendig, als ein junger muslimischer Rechtsanwalt − Mohammed − ihn voller Bewunderung als „Vater“ sozusagen adoptiert, für ihn in jeder Hinsicht sorgt, auch im Armenkrankenhaus − bis zu seinem Tod und zur Beerdigung am Rand der Wüste.

Nach der Bekanntschaft mit Mohammed bemerkt Krass „mit Wohlgefallen“, dass es ihm wieder einmal gelungen ist, einen Menschen zu erobern, diesmal sogar ohne das Zaubermittel Geld. Noch immer sieht er sich keineswegs als Gescheiterten und verachtet die Lebensversager. Dem Tod schon nahe, hält er an seinem übergroßen Ego fest und ist davon überzeugt, alles geschehe auf seinen Befehl hin. Der auktoriale Erzähler berichtet von einer Koma-Erfahrung, in der Krass vom Licht in die Nacht hinabstürzt − ein Nahtoderlebnis mit umgekehrten Vorzeichen. Der Muslim Mohammed spricht ein letztes Wort über den toten Krass: „Von Gott kommen wir, und zu Gott kehren wir zurück.“ So könnte auch ein Christ sprechen.

Nun zu Jüngel und Lidewine, die sich im selben Kairoer Hotel erstmals nach 20 Jahren wiedersehen. Zufälle spielen in diesem dritten Teil eine große Rolle, d. h. die Regie des Autors.

Dr. Jüngel, inzwischen 53 Jahre alt, ist Professor für Urbanistik an der Universität Wuppertal und wird an der amerikani-

schen Universität von Kairo eine Gastprofessur übernehmen. Nach vielen Ehebrüchen und zwei gescheiterten Ehen steht er ohne Familie und Freunde da, ist völlig resigniert und blickt mit Verachtung auf sein Professorendasein und den Wissenschaftsbetrieb. Entlarvend, dass er Dankbarkeit über die „Gabe der Kälte und Rücksichtslosigkeit“ empfindet, die ihm endlich zuteil geworden ist, somit nicht mehr zu den „Liebeskrüppeln“ gehörend, sondern zur „Abteilung der Dreisten und Gesunden“. Sofort ist er wieder für Lidewine entflammt, hat Sex mit ihr − ohne Begeisterung auf beiden Seiten. Dann seine Eifersucht, als Lidewine ihn wegen des Rechtsanwalts abserviert.

Lidewine − äußerlich und wohl auch innerlich kaum verändert − arbeitet erfolgreich für eine große Galerie. Auch sie hat zwei gescheiterte Ehen hinter sich und behauptet, nichts zu bereuen. Sie und Jüngel treffen auf den Rechtsanwalt und entdecken, dass es sich bei dessen „Vater“ um Krass handelt. Als sie gemeinsam an sein Krankenbett treten, ist er bereits gestorben. Es kann den Leser nicht erstaunen, dass Lidewine und Jüngel an ihrer Bewunderung für Krass festhalten. Sie sind aus ähnlichem Holz.

Ich muss es mir versagen, auf viele religiöse Anklänge einzugehen, auf anschauliche Schilderungen mit poetischen Bildern und auf viele Bezüge zu Tieren, die durchaus für die Entwicklung der Handlung und die Charakterisierung von Personen bedeutsam sind, auf absurde Übertreibung, Ironie und Komik in vielen Situationen.

Auch bei diesem Roman stellt sich mir die Frage, ob er in irgendeiner Form ein Zeugnis des Glaubens sein kann.

Ob das so gesehen wird, dürfte davon abhängen, mit welchem „Blick“ der Leser in den „dunklen Spiegel“ des Romans schaut. Ich wähle den „Blick“ des christlichen Lesers. Er wird doch erkennen, dass Menschen wie die in diesem Roman charakterisierten, die leben, als ob es Gott nicht gäbe, ein heilloses Dasein führen, die ihre eigene Geschöpflichkeit nicht erkennen oder anerkennen, die von ihrer Erlösung durch Jesus Christus,

von Sünde und Gnade nichts wissen oder wissen wollen, die nur vordergründig autonom sind, in Wirklichkeit aber unfrei.

Der Christ mag sich durch diese Lektüre bestärkt sehen in der Absicht, als Christ leben und sterben zu wollen. Die Schönheit des Glaubens und eines Lebens aus dem Glauben ist ja − trotz Leid und Kreuz − das Positiv zum Negativ dieser Romanfiguren.

Mir scheint es auch wichtig zu sehen, dass im Hintergrund des Romans das Konzept des Konstruktivismus steht, das große Macht in der säkularisierten Gesellschaft entfaltet hat und sich verheerend auswirkt: in der Nichtachtung des Menschen und des menschlichen Lebens, im Wahn der Machbarkeit und Beliebigkeit von Selbst- und Weltentwurf, da es ja angeblich keine Wahrheit geben kann, jeder seine eigene konstruieren und danach leben soll − wie die Figuren beider Romane. Das ist der von Benedikt XVI. immer wieder beklagte Relativismus, der heute konkret ist z. B. im Genderwahn, in der willkürlichen Veränderung der Sprache und des Geschlechts, in der Abwertung der Ehe von einem Mann und einer Frau, in Abtreibung und Euthanasie als angeblichen „Menschenrechten", leider auch in der Anmaßung, die Kirche, ihre Lehre und Liturgie in eigener Machtvollkommenheit konstruieren zu wollen.

Wir können nicht wissen, ob Mosebach diese Interpretation aus christlicher Sicht akzeptieren würde. Die Lesart ist freilich Sache des Lesers − in Orientierung am Text − und nicht des Autors. Ich bin davon überzeugt, dass die Lesart des Christen nicht völlig falsch sein kann, dass auch dieser Roman ein − wenn auch indirektes − Zeugnis des Glaubens ist, des Glaubens nämlich des Christen Martin Mosebach. In der Zeichnung der Figuren und ihres Lebens, vom Autor an keiner Stelle explizit kommentiert oder bewertet, etwa durch den auktorialen Erzähler, wird doch die Position des Autors zumindest erahnbar. Oder wäre es denkbar, dass er sich als der gläubige Christ, als der er sich bekennt, mit den von ihm geschaffenen Romanfiguren identifizieren oder den Konstruktivismus befürworten

könnte? Das sei mit aller Vorsicht gesagt, ohne den Autor vereinnahmen zu wollen.

Zum Abschluss dieses Kapitels will ich ausdrücklich betonen: Bei beiden Romanen handelt es sich grundlegend um literarische Werke, um „Prosa-Orchester“, um sprachliche Kunstwerke, durchkomponiert, mit einer vielstimmigen Figurenkonstellation und einem Beziehungsgeflecht, das jeweils bis zum Schluss weitergewoben wird. Diese Romane sind jedenfalls kein „Unterfall“ engagierter Literatur. Insofern ist meine Frage, ob diese Romane auch ein Zeugnis des Glaubens sein können, eine Randfrage. Aber die Antwort ist mir wichtig.

3 Eindeutige Glaubenszeugnisse

In seinen Büchern „Häresie der Formlosigkeit“ und „Die 21“ legt Mosebach Zeugnis ab für seinen christlichen Glauben.

3.1 Häresie der Formlosigkeit

Die römische Liturgie und ihr Feind (2007)

Schon der Titel wirkt kämpferisch, und es handelt sich tatsächlich um Texte, die einerseits kämpferisch, andererseits schmerzerfüllt auf eine Entwicklung in der katholischen Kirche reagieren, die Mosebach für verhängnisvoll hält. Er tritt vor allem leidenschaftlich für die klassische römische Liturgie ein („außerordentlicher Ritus“), eine Liturgie, die nach einer organischen Entwicklung in 1500 Jahren 1968 durch die „neue Liturgie“ („ordentlicher Ritus“) ersetzt worden sei, was Mosebach für einen Bruch mit der Tradition hält.

Inzwischen hat es neuere Entwicklungen gegeben: die Anerkennung der Berechtigung des „außerordentlichen Ritus“ 2007 durch Benedikt XVI. und die weit gehende Rücknahme durch Papst Franziskus 2021.

Das Buch umfasst überwiegend Texte von Vorträgen und Artikeln zu diesem Thema. Beim überlieferten Ritus sei − so Mosebach − die Unterwerfung unter die Form vorausgesetzt, die jede

Subjektivität einschränkt. Mit der durch Papst Paul VI. promulgierten neuen Liturgie sei diese Selbstverständlichkeit zerstört worden. Er bezeichnet Paul VI. deshalb als „Tyrann der Kirche“, ein hartes und sicher ungerechtes Urteil.

Tatsächlich hat die Liturgiereform wichtige Vorgaben des Konzils nicht beachtet (so Latein als Kirchensprache neben den muttersprachlichen Anteilen der Messfeier − oder die bleibende Bedeutung des gregorianischen Chorals). Aber wichtige Weichen für die Liturgiereform hat das Konzil sehr wohl gestellt − und nicht Paul VI., was in der Konstitution über die heilige Liturgie − Sacrosanctum Concilium − nachzulesen ist. In vielen Punkten werden Überarbeitung, Anpassung und Revision gefordert (P. 11, 14, 128 z. B.). Viele Kirchenreformer sahen darin eine Art Freibrief, ihre Agenda durchsetzen zu können, etwa die Umkehrung der Zelebrationsrichtung, wovon in der Konstitution keine Rede ist.

Mosebach setzt sich mit den Befürwortern der „neuen Liturgie“ in fairer Weise auseinander und gibt durchaus zu, dass auch diese Liturgie ehrfürchtig und würdig gefeiert werden kann. Das aber sei eben abhängig vom Zelebranten und nicht selbstverständlich. Bei der „Formlosigkeit“, die heute allgegenwärtig sei, gehe es im Kern um Glaubensverlust und um die Ablehnung des überzeitlichen Mysteriums. Damit wird der Buchtitel präziser gefasst.

Einige Anklagepunkte, die Mosebach ausführt, seien summarisch benannt: Die Liturgie werde sehr häufig eigenmächtig „gestaltet“ (was das Konzil ausdrücklich untersagt). Die Kirchengebäude seien fast überall in einer Art Bildersturm banalisiert worden. Ehrfurchtsformen seien weithin verschwunden. Mit der Formzerstörung in Kunst, Literatur und Architektur gingen fast immer auch die Inhalte verloren. In der Handkommunion sieht er eine demonstrative, zeichenhafte Entwürdigung der Eucharistie.

Der Leser spürt auf jeder Seite des Buches, welche Leidenschaft Mosebach für das Heilige in der Liturgie und in der Kir-

che überhaupt erfüllt. In vieler Hinsicht wird ein gläubiger Katholik ihm zustimmen können, ohne ihm in allem folgen zu müssen. Manches ist scharf, überspitzt und wohl auch verletzend formuliert.

Frage: Könnten nicht beide liturgischen Formen voneinander lernen? Beispielsweise − wie es Joseph Ratzinger schon vor Jahrzehnten vorgeschlagen hat − die Mund- und Handkommunion gleichermaßen respektieren?

Mosebachs mutiges Glaubenszeugnis kann jedenfalls die Leser dazu inspirieren, ihrerseits die Liturgie so würdig wie möglich mitzufeiern, auch wenn der liturgische Kontext beklagenswert sein mag.

3.2 Die 21 – Reise ins Land der koptischen Martyrer (2018)

Am 15. Februar 2015 wurden an der libyschen Mittelmeerküste 20 koptische Wanderarbeiter aus Ägypten und ein Schwarzafrikaner aus Ghana von Islamisten ermordet, weil sie sich zu Jesus Christus bekannten. Einer vom IS, der sein Handwerk verstand, hat von der Hinrichtung ein Propaganda-Video gedreht und auf YouTube eingestellt: Auf jeden der 21 Martyrer kam ein Mörder, der mit einem Messer seinem Opfer die Kehle durchgeschnitten hat.

Das Schicksal dieser Martyrer hat Martin Mosebach so bewegt, dass er im Februar/März 2017 nach Oberägypten gereist ist, um mehr über die Martyrer und die koptische Kirche zu erfahren. Davon schreibt er in einer Art Reisetagebuch: 21 Martyrer − 21 Kapitel, jedem ein Passfoto oder ein Heiligenbild eines der Martyrer vorangestellt. Mit jedem Kapitel nähert sich Mosebach mehr dem einfachen Leben der Männer aus dem Ort El-Or, um dann den Blick zu weiten auf das Zentrum ihres Lebens: die koptische Kirche im modernen Ägypten − auf dem Hintergrund ihrer andauernden Martyrergeschichte. Nur zwei Wochen nach dem Massaker hat der koptische Papst von Alexandria die Namen der 21 in das „Synaxarium“, das liturgische

Verzeichnis der koptischen Martyrer aufgenommen, sodass schon bald Ikonen und Andachtsbildchen zu ihrem jeweiligen Passfoto mit Martyrerkronen geschaffen wurden. Nachdem 2017 die Leichen der Martyrer aufgefunden und in ihre Heimat zurückgebracht worden waren, ist mit dem Bau einer riesigen Martyrerkirche begonnen worden.

Ich muss es mir versagen, auf den Reichtum von aktuellen und historischen Informationen einzugehen, auf die Fülle von Geschichten und Berichten − allesamt Zeugnis des Autors für den christlichen Glauben −, stattdessen zum Abschluss einige Zitate, um den „Originalton Mosebach" zu Gehör bringen zu können:

Wir wollen heute hinter jedem Konflikt zwischen den Religionen vor allem politische und wirtschaftliche Motive vermuten, weil wir es für ausgeschlossen halten, dass der Glaube eines Menschen tatsächlich zur letzten und höchsten Wirklichkeit seines Lebens wird. Für die einundzwanzig koptischen Kleinbauern und Wanderarbeiter ist ihre Religion das aber gewesen (22).

Was sie in Gestalt des Glaubens besaßen, war unendlich viel kostbarer für sie als alles, was sie hätten erwerben können, wenn sie es aufgaben. Das nackte Leben wäre ohne den Glauben wertlos für sie gewesen ... (23).

... Sie (die 21) waren nicht einfach nur wehrlos abgeschlachtet worden, sondern sie hatten sich kurz vor und noch während ihrer Enthauptung vernehmlich zu Jesus Christus bekannt (24).

Ihr Bischof: „Warum wollen Sie die Leute treffen? ... Sie sind alle gleich. Sie können jede beliebige koptische Familie besuchen, und Sie werden überall die gleiche Einstellung zur Kirche, die gleiche Stärke des Glaubens und die gleiche Bereitschaft zum Martyrium finden. Dies hier ist keine westliche Kirche in einer westlichen Gesellschaft. Wir sind die Kirche der Martyrer. Ich gehe kein besonderes Wagnis ein, wenn ich behaupte, kein Kopte in Oberägypten würde den Glauben verraten" (59).

Ihren Angehörigen war es wichtig, dass in mir nicht der Gedanke aufkam, die Enthauptung ihres Sohnes und Bruders und Ehemannes habe sie ins Unglück gestürzt ... als sie das Video gesehen hatten und die Gewissheit da war, da sei die Zuversicht zurückgekehrt: „Wir haben jetzt einen heiligen Martyrer im Himmel: Wir müssen uns freuen – uns kann nichts mehr zustoßen" (108).

Bei den vielen Gesprächen habe ich nicht ein einziges Mal die Forderung nach Vergeltung oder Rache oder wenigstens nach einer Bestrafung der Mörder gehört. Es war, als wolle man sich mit den Mördern gar nicht beschäftigen ... (111).

An die Adresse des westlichen Christentums: Und auch für die Zukunft des Christentums halten die Kopten Erfahrungen bereit: Wie kann Christentum aussehen und weiterbestehen, wenn die Mehrheitsgesellschaft und der Staat nicht mehr duldend und wohlwollend sind, sondern feindselig werden und wenn den Christen die Teilnahme am öffentlichen Leben verweigert wird, weil sie sich der Zivilreligion nicht unterwerfen wollen? Sieht es nicht beinahe so aus, als sei der Weg der westlichen Kirche durch die Jahrhunderte ein riesenhafter, höchst ereignishafter Umweg gewesen, der jetzt genau dort mündet, wo die koptische Kirche geduldig ausgehalten hat? (241 f.).

Mit diesem Impuls zum Nachdenken schließe ich.

Zeugen für Christus
Missionare und Missionarinnen in Asien aus dem deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts

Helmut Moll

1 „Geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern" – Der Missionsbefehl nach Mt 28,18-20

Kein Vortrag, der das Thema Mission in der Kirche in den Blick nimmt, wird ohne den Hinweis auf den bekannten Missionsbefehl aus dem Matthäusevangelium auskommen. *„Da trat Jesus auf sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Vollmacht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und den Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt" (Mt 28,18-20)*. Die Verse zeichnen das Bild der Kirche, die in der Mission, in der Verkündigung der Frohen Botschaft, im Laufe der Jahrhunderte dem Auftrag nachkam, den der auferstandene Jesus selber den Aposteln anvertraut hatte.

Der Jesuit Dr. Michael Sievernich (* 1945) aber rät in seiner Monographie zur Geschichte und Gegenwart der christlichen Mission zu etwas größerer, damit aber auch sehr fruchtbarer Differenzierung.[1] Der sogenannte Missionsbefehl Christi sollte nicht isoliert gesehen und seiner sinnvollen Verflechtungen beraubt werden. Einer ersten Verengung gilt es auszuweichen. Nicht allein der Missionsbefehl, sondern das Gesamt der Sendung und Praxis Jesu ist als missionarisch anzusehen. Alle Evangelien kommen darin überein, Jesus als Wanderprediger durch die Städte und Dörfer darzustellen, die Frohe Botschaft verkündend. Jesus selber stellt sich bei seiner Antrittspredigt in der Synagoge von Kafarnaum als Gesandter vor. *„Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn er hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe, damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe“ (Lk 4,18-19).*

Ohne eine ausführliche christliche Missionstheologie hier im Detail nachzeichnen zu können, sei noch auf einige Aspekte hingewiesen. Bereits das Alte Testament kannte die Ausrichtung des auserwählten Volkes, mit dem Gott seinen Bund geschlossen hatte, auf das Gesamt der Völkergemeinschaft. Der Gedanke der Mission, im einfachen Sinne zunächst als „Ausbreitung“, bestimmt schon den Alten Bund. Die prophetische Vision der eschatologischen Völkerwallfahrt zum Berg Zion hat sich fest im Gedächtnis der Menschheit festgesetzt. Ihr Bild ist zu einem einfach verständlichen und eindeutigen Allgemeingut geworden. „Am Ende der Tage wird es geschehen: Der Berg des Hauses des HERRN steht fest gegründet als höchster der Berge; er überragt alle Hügel. Zu ihm strömen alle Nationen. Viele Völker gehen und sagen: Auf, wir ziehen hinauf zum Berg des HERRN und zum Haus den Gottes Jakobs. Er unterweise uns in seinen Wegen, auf seinen Pfaden wollen wir ge-

[1] M. Sievernich, *Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart (*Darmstadt 2009).

hen. Denn von Zion zieht Weisung aus und das Wort des HERRN von Jerusalem. Er wird Recht schaffen zwischen den Nationen und viele Völker zurechtweisen. Dann werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Winzermessern. Sie erheben nicht das Schwert, Nation gegen Nation, und sie erlernen nicht mehr den Krieg"(Jes 2,2-4). Der russische Künstler Jevgeny Vuchetich (1908-1974) wählte dieses Hoffnungsbild des Weltfriedens für die monumentale Bronzeskulptur vor dem UN-Gebäude in New York. Das Denkmal war ein Geschenk der damaligen Sowjetunion.

Zu übersehen ist in diesem Zusammenhang auch nicht die Zwölfzahl der Apostel, die als Kollegium den Missionsbefehl entgegennahmen. Die Zahl lässt in den Aposteln die Repräsentanten der zwölf Stämme Israels erscheinen und lässt nochmals die Verwurzelung des Missionsauftrages in den Verheißungen des Alten Bundes aufscheinen.

P. Michael Sievernich thematisiert ebenfalls die zwölf Apostel als Adressaten des Missionsbefehls und macht auf einen interessanten Aspekt aufmerksam. „Der Missionsbefehl wurde lange Zeit so interpretiert, dass er nur den Aposteln selbst gegolten habe, und führte daher zu einer apostolischen Missionstheorie. […] Aus diesem Grund wurde dieses Wort zunächst nur sporadisch herangezogen, verstärkt erst in den letzten zwei Jahrhunderten."[2] Unsere Vertrautheit mit dem Missionsbefehl und seiner prägenden Kraft für das Verständnis der Kirche erweist sich so als eine theologische Einsicht der jüngeren Zeit. Für eine überaus lange Zeit der Theologiegeschichte galt der Missionsauftrag als Missionsbefehl nur den Aposteln und war nicht Auftrag für jeden getauften Christen.

2 „Das Missionsjahrhundert"

In dieser Zeit, als die Kirche als Ganze sich dem Missionsauftrag verpflichtet sah, stehen die Missionare, die ihr Leben in der

[2] Ebd., 20.

Missionstätigkeit hingaben und Aufnahme in das deutsche Martyrologium fanden. Die Mission im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert erlebte einen unerhörten Aufschwung, der auch konfessionsübergreifend seine Wirkung entfaltete. Mit vollem Recht kennzeichnet man jene Zeit als ein „Missionsjahrhundert“. Die Verbreitung des Christentums in Übersee, vor allem in Afrika, Asien und Ozeanien und die Berichte der Missionare und Missionarinnen befeuerten den Missionsgedanken. Auch im deutschsprachigen Raum kam es zu mehreren Gründungen von Missionsgesellschaften und Missionsvereinen. Im evangelischen Bereich entstand die Basler Missionsgesellschaft im Jahre 1815, deren Mitglieder im Kaukasus, in Afrika, in Südindien und Südchina tätig waren. Die Berliner Missionsgesellschaft, die 1824 entstand, hatte ihren Schwerpunkt in Süd– und Ostafrika, später auch in China. Es folgten die Rheinische Missionsgesellschaft im Jahre 1828 und die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Hamburg im Jahre 1836.

Auch in der katholischen Kirche lebte der Missionsgedanke auf. Es entstanden über 300 Missionsvereine, so etwa die Gesellschaft Mariens, die auch Maristen genannt wurde, die vor allem in Ozeanien und in Neuseeland missionieren wollte. Unter der Leitung des hl. P. Eugène von Mazenod (1782-1861) wurden die Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis Mariens (OMI) gegründet, die nach Kanada, Algerien, Südafrika und Mexiko gingen. Hinzu kamen die Spiritaner unter der Leitung des vom Judentum konvertierten Jakob (François-Marie-Paul) Libermann (1802-1852) mit ihrer Mission in Schwarzafrika. Für Deutschland ist an erster Stelle die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (SVD) zu nennen, die im Jahre 1875 der vom Niederrhein stammende hl. Arnold Janssen (1837-1909) gründete. Diese zogen nach China, aber auch nach Togo und Papua-Neuguinea. Der Steyler Missionar P. Professor Dr. Paul B. Steffen (* 1954) hat bereits viel über seinen Missionsorden geforscht und veröffentlicht. Hinzu kommen die Missionare der Heiligen Familie, die Missionsbenediktiner von St. Ottilien, die

Afrikamissionare der Weißen Väter, die Marianhiller Missionare, die Herz-Jesu-Missionare, die sich auch nach ihrem Missionshaus in Hiltrup bei Münster bezeichnen, sowie verschiedene Frauenkongregationen franziskanischer, dominikanischer oder vinzentinischer Obedienz.

Das vierte Kapitel beleuchtet das sogenannte „Missionsjahrhundert" im Spiegel vieler Missionare und Missionarinnen der erwähnten Ordensgemeinschaften. Dabei finden diejenigen Erwähnung, die aufgrund ihrer Missionstätigkeit einen gewaltsamen Tod erlitten. Sie stehen stellvertretend für die zahllosen Männer und Frauen, die das Missionsjahrhundert mit Leben füllten.

3 Die theologische Rezeption der Missionstheologie im Zweiten Vatikanischen Konzil und in weiteren folgenden Lehrdokumenten

Diese Epoche der Missionstätigkeit der Kirche kann nicht von ihrer An- und Einbindung in einen zunehmenden Kolonialismus und Imperialismus getrennt werden. In einer gewissen Weise schienen die politischen Begleitumstände den eigentlich im Wesen des Christentums innewohnenden Missionsgedanken zu verdunkeln. P. Michael Sievernich fasst treffend zusammen: „Im Allgemeinen aber segelte diese Epoche der Mission, ob katholisch oder protestantisch, im Windschatten der europäischen Hegemonie und praktizierte eine Verquickung von kolonialer Expansion und christlicher Mission, deren ambivalentes Gesicht insbesondere auf dem afrikanischen Kontinent sichtbar wurde. Diese Epoche endete erst mit dem Prozess der Dekolonisation, der für Asien und Afrika in der Mitte des 20. Jahrhunderts vollzogen wurde.[3]

Zeitgleich erfolgte in der katholischen Kirche eine Neubesinnung auf die Missionsaufgabe. Das Zweite Vatikanische

[3] Ebd., S. 92.

Konzil (1962-1965) bestimmte Aufgabe und Wesen der Kirche in der neuen Zeit. Zum ersten Mal in der langen Geschichte der Konzilien machte sich die Kirche selber zum Thema. Sie bestimmte darin ihr von Gott gegebenes Verhältnis zur Welt. Die Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium" beginnt mit den Worten: *„Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der dringende Wunsch dieser im Heiligen Geist versammelten Heiligen Synode, alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das Evangelium allen Geschöpfen verkündet (vgl. Mak 16,15)" (LG1).* Die Erklärungen über die Religionsfreiheit „Dignitatis humanae" und über das Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate" sind zu nennen. Ein eigenes Dekret „Ad gentes" über die Missionstätigkeit der Kirche wurde entworfen. Darin heißt es am Anfang in der Nr. 2: *„Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach ‚missionarisch' (d. h. als Gesandte unterwegs), da sie selbst ihren Ursprung aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes herleitet gemäß dem Plan Gottes des Vaters" (AG 2).* Die Kirche versteht sich als von Gott in Anspruch genommene. Der dreifaltige Gott selber will sich in und durch die Kirche offenbaren. Den Motor der Mission stellt nach dem Missionsdekret deshalb der Heilige Geist dar. „[Der Heilige Geist] senkt den gleichen Geist der Sendung, von dem Christus getrieben war, in die Herzen der Gläubigen ein" (AG 4). Daher stellt die Mission auch nicht die Aufgabe einer bestimmten Gruppe, sondern ein Geschehen aller Getauften dar. Ad gentes 11 hält fest: *„Denn alle Christgläubigen, wo immer sie leben, müssen durch das Beispiel ihres Lebens und durch das Zeugnis des Wortes den neuen Menschen, den sie durch die Taufe angezogen haben, und die Kraft des Heiligen Geistes, der sie durch die Firmung gestärkt hat, so offenbaren, daß die anderen Menschen ihre guten Werke sehen, den Vater preisen und an ihnen den wahren Sinn des menschlichen Lebens und das alle umfas-*

sende Band der menschlichen Gemeinschaft vollkommener wahrnehmen können" (AG 11).

Zehn Jahre nach Beendigung des Zweiten Vatikanischen Konzils machte Papst Paul VI. (1897-1978) den Missionsgedanken zum Thema des Apostolischen Schreibens „Über die Evangelisierung in der Welt von heute"[4]. Während im Dekret Ad gentes nur sporadisch die Rede von „Evangelisierung" war und stattdessen zentral von „Mission", kommt es nun zu einem Wechsel in der Begrifflichkeit. Ad gentes enthält 181 mal den Begriff „Mission" und 16 mal „Evangelisierung", während im Schreiben Papst Pauls VI. 146 mal von „Evangelisierung" und nur 17 mal der Begriff „Mission" gebraucht wird.[5] Der Wandel in der Begrifflichkeit zeugt von neuen Horizonten im Themenfeld Mission. Er ist Ausdruck einer vertieften Reflexion des Missionsgedankens in einer sich wandelnden Welt. Papst Paul VI. sieht die Kirche nicht nur als diejenige, die missioniert, sondern die selber evangelisiert werden muss. Der Pontifex hält fest: „Das will mit einem Wort heißen, dass es die Kirche immer nötig hat, selbst evangelisiert zu werden, wenn sie ihre Lebendigkeit, ihren Schwung und ihre Stärke bewahren will, um das Evangelium zu verkünden."[6] Der neue Begriff Evangelisierung macht auch deutlich, dass die Missionstätigkeit der Kirche sich nicht nur an die Ungetauften wendet, sondern auch die nicht praktizierenden Christen im Blick hat. Es heißt in der Nr. 21: *„Die Fragen nämlich, die vielleicht die ersten sind, die sich viele Nichtchristen stellen, seien es Menschen, denen Christus niemals verkündet worden ist, Getaufte, die nicht praktizieren, Menschen, die zwar in christlichen Ländern, aber keineswegs nach christlichen Grundsätzen leben, oder auch solche, die*

---

4 Paul VI., *Evangelii nuntiandi.* Apostolisches Schreiben über die Evangelisierung in der Welt von heute vom 8. Dezember 1975, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 2 (Bonn 1975).

5 F. Limm, *Maria, Stern der Neuevangelisierung. Die Hilfe Mariens im Leben der Gläubigen und ihre Aufgabe für die Evangelisierung heute* (Münster 2013) 41.

6 Paul VI., *Evangelii nuntiandi*, s. Anm. 4, Nr. 15.

leidvoll etwas oder jemanden suchen, den sie erahnen, ohne ihn mit einem Namen benennen zu können."[7] Das Schreiben thematisiert in Nr. 52 die „Verkündigung an die entchristlichte Welt" und in Nr. 56 „Die Nichtpraktizierenden".

Weiter eindeutig in der Kontinuität mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil steht die Missionsenzyklika Papst Johannes Pauls II. (1920-2005).[8] Ihre Veröffentlichung erfolgte am 25. Jahrestag der Promulgation von Ad gentes während des Zweiten Vatikanums. In der Enzyklika begegnet der Leser der Unterscheidung zwischen der Verkündigung „Ad extra" also im Sinne einer Erstmission und der Verkündigung „Ad intra" im Sinne einer Neuevangelisierung von Völkern, die die Botschaft von Christus schon erhalten haben.[9] Gleichzeitig wies Johannes Paul II. aber auf die gegenseitige Durchdringung der beiden Missionsbewegungen hin und warnte vor ihrer oberflächlichen Trennung. Eindringlich hält er fest: *„Die Kirchen mit alter christlicher Tradition zum Beispiel, die sich mit der spannenden Aufgabe der Neu-Evangelisierung befassen, begreifen besser, dass sie gegenüber den Nicht-Christen in anderen Ländern und Kontinenten nicht missionarisch wirken können, wenn sie sich nicht ernsthaft um die Nicht-Christen im eigenen Haus kümmern: die Missionsbereitschaft nach innen ist ein glaubwürdiges Zeichen und Anreiz für jene nach außen und umgekehrt."*[10]

Wie schon Papst Paul VI. hebt auch Johannes Paul II. die Bedeutung des gelebten Zeugnisses hervor. Mission stellt keine getrennt vom Christen gegebene Aufgabe dar und ist in ihrem Wesen nicht mit einem Projekt zu verwechseln. Er schreibt: *„Der Mensch unserer Zeit glaubt mehr den Zeugen als den*

7 Ebd., Nr. 21.

8 Johannes Paul II., Redemptoris missio. Enzyklika über die fortdauernde Gültigkeit des missionarischen Auftrages vom 7. Dezember 1990, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 100 (Bonn 1990).

9 Ebd., Nr. 30.

10 Ebd., Nr. 34.

Lehrern, mehr der Erfahrung als der Lehre, mehr dem Leben und den Taten als den Theorien. Das Zeugnis des christlichen Lebens ist die erste und unersetzliche Form der Mission."[11]

An dieser Stelle kann nicht annähernd gründlich auf den Beitrag Papst Benedikt XVI. (* 1927) zu den vorgetragenen Gedanken eingegangen werden. Dennoch aber sei aus einem seiner Beiträge zitiert. Die Sätze zeugen von einer weiteren vertieften Reflexion von Mission und wählen das Menschsein selbst als Ausgangspunkt. Papst Benedikt beginnt den Aufsatz in großer Freiheit mit folgenden großen Worten: *„Das menschliche Leben verwirklicht sich nicht von selbst. Unser Leben ist eine offene Frage, ein unvollständiger Entwurf, den es zu vervollständigen und zu verwirklichen gilt. Die Hauptfrage eines jeden Menschen lautet: Wie verwirklicht man das – das Mensch-werden? Wie lernt man die Kunst zu leben? Welcher Weg führt zum Glück? Evangelisieren bedeutet: diesen Weg zu zeigen, – die Kunst zu leben zu lehren."*[12] Evangelisierung bzw. Mission stehen so frei von allem Zwang und Einengung als Wege zur Verwirklichung des Menschseins vor Augen. Die Begegnung des Menschen mit dem Evangelium führt ihn zu sich selbst und lässt ihn seine Würde erkennen.

Papst Franziskus (* 1936) wählte für sein Apostolisches Schreiben über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute einen ähnlich freien Ausgangspunkt.[13] Der Veröffentlichung ging die XIII. Ordentliche Bischofssynode zur Neuevangelisierung voraus, die noch unter Papst Benedikt zusammen gekommen war. *„Evangelii gaudium"* die „Freude des

[11] Ebd., Nr. 42; vgl. auch Papst Paul VI., Evangelii nuntiandi, s. Anm. 4, Nr. 41.

[12] Benedikt XVI., Die Neuevangelisierung, in: Joseph Ratzinger, Gesammelte Schriften. Bd. 8/2 (Freiburg 2020) 1231. Vgl. auch: T. Klein, *Neuevangelisierung bei Papst Benedikt XVI. 100 päpstliche Texte für die Zukunft der Kirche* (Heiligenkreuz im Wienerwald 2015).

[13] Franziskus, Evangelii gaudium. Apostolisches Schreiben über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute vom 24. November 2013, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 194 (Bonn 2013).

Evangeliums“ soll die Kirche auf dem Weg ihrer Missionstätigkeit bzw. Evangelisierung leiten. Der Papst eröffnet das Schreiben mit folgenden Worten: *„Die Freude des Evangeliums erfüllt das Herz und das gesamte Leben derer, die Jesus begegnen. Diejenigen, die sich von ihm retten lassen, sind befreit von Sünde, von der Traurigkeit, von der inneren Leere und von der Vereinsamung. Mit Jesus Christus kommt immer – und immer wieder – die Freude. In diesem Schreiben möchte ich mich an die Christgläubigen wenden, um sie zu einer neuen Etappe der Evangelisierung einzuladen, die von dieser Freude geprägt ist, und um Wege für den Lauf der Kirche in den kommenden Jahren aufzuzeigen.“*[14] Mit dem Hinweis auf die Bestimmung der Kirche für die nächsten Jahre meinte es Papst Franziskus sehr ernst. In seinem Brief „An das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ aus dem Jahr 2019 stellt die Evangelisierung einen zentralen Sachverhalt dar. Eindringlich mahnt Papst Franziskus: *„Das gegenwärtige Bild der Lage erlaubt uns nicht, den Blick dafür zu verlieren, dass unsere Sendung sich nicht an Prognosen, Berechnungen oder entmutigenden Umfragen festmacht, und zwar weder auf kirchlicher, noch auf politischer, ökonomischer oder sozialer Ebene und ebenso wenig an erfolgreichen Ergebnissen unserer Pastoralplanungen. Alles das ist von Bedeutung, auch diese Dinge zu werten, hinzuhören, auszuwerten und zu beachten; in sich jedoch erschöpft sich darin nicht unser Gläubig-sein. […] Deshalb ist es, wie Eure Bischöfe bereits betont haben, notwendig, den Primat der Evangelisierung zurückzugewinnen, um die Zukunft mit Vertrauen und Hoffnung in den Blick zu nehmen, denn 'die Kirche, Trägerin der Evangelisierung, beginnt damit, sich selbst zu evangelisieren'.“*[15]

---

14 Ebd., Nr. 1.

15 Franziskus, Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland vom 29. Juni 2019, Nr. 6-7, zit. nach: https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2019/2019-108a-Brief-Papst-Franziskus-an-das

4 Die Märtyrer/innen und Glaubenszeugen/innen der Mission in Asien im deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts

Michael Sievernich fasst in seiner Monographie über die christliche Mission das Kapitel über die Missionstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert folgendermaßen zusammen: „Für Anfang der 20er Jahre wies die Missionsstatistik der katholischen Kirche beeindruckende Zahlen der personellen Aufstellung auf. Danach waren auf allen Kontinenten insgesamt 12 700 auswärtige Priester und doppelt so viele Schwestern (24 000) tätig, mehrheitlich in Asien."[16]

Genau dort, nach Asien, richtet sich unser Interesse. Im Folgenden werden die Missionare und Missionarinnen auf dem asiatischen Kontinent erhoben, die in ihrer Tätigkeit das Martyrium erlitten und Aufnahme im deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts fanden. Die Blutzeugen in Papua Neuguinea, in China, in Korea und auf den Philippinen werden dabei in den Blick genommen.

4.1 Papua-Neuguinea

Im Gefolge der Kolonialmächte, die die großen Inseln und Inselgruppen im Pazifik unter sich aufgeteilt hatten, folgten Missionare und Missionarinnen katholischer Orden und protestantischer Missionsgesellschaften. Die von Theo Aerts (1931-2014) herausgegebene Monographie „The Martyrs of Papua New Guinea"[17] arbeitet die Missionsgeschichte Papua Neuguineas auf. Der Autor arbeitet 333 Glaubenszeugen/innen aus ver-

-pilgernde-Volk-Gottes-in-Deutschland-29.06.2019.pdf, aufgerufen am 8.3.2021; vgl. zur Thematik auch: H. Augustin und N. Eterović, (Hrsg.) Mission in säkularer Gesellschaft. Ein Herzensanliegen (Freiburg 2020).

16 M. Sievernich, *Die christliche Mission,* s. Anm. 1, 97.

17 T. Aerts, *The Martyrs of Papua New Guinea. 333 Missionary Lives Lost During World War II.* (Port Moresby 1994).

schiedenen Kirchen und christlichen Gemeinschaften heraus, die in ihrer Missionstätigkeit eines gewaltsamen Todes starben.

4.1.1 Hiltruper Missionare

Schon ganz früh am Beginn des 20. Jahrhunderts, im Jahre 1904, erlitt eine Gruppe von Missionarinnen und Missionaren in Papua Neuguinea ihr Martyrium.[18] Die neun Angehörigen der Hiltruper Missionare um P. Matthäus Rascher (1868-1904)[19] und ein Trappistenbruder führten ihre Missionsstation im Bismarck-Archipel, einer Inselgruppe, die heute zu Papua Neuguinea gehört. Es sollte ein neues Dorf entstehen, in dem ehemalige von den Missionaren losgekaufte und katholisch erzogene Sklaven lebten. Entsprechend sorgfältig wurde in der Verkündigung und Erziehung auf das Leben der christlichen Ehe und die Absage an polygame Lebensformen geachtet. Doch die Missionare hatten es schwer, ihre Verkündigung gegenüber einem in den alten Stammestraditionen denkenden Umfeld durchzusetzen. Ihre Bemühungen schürten Ablehnung, die von außen weiter angestachelt wurde. Eine alte Fehde zwischen verschiedenen Stämmen an der Küste und im Hinterland konnte nicht beigelegt werden. Hinterlist und Argwohn bemächtigte sich der Bewohner der neuen Siedlung.

Am 13. August 1904 erschossen einheimische, auf der Station mit den Missionaren lebende und arbeitende Kräfte, den leitenden P. Matthäus und die anwesenden Ordensschwestern. Die Einheimischen genossen das volle Vertrauen der Missionare, so

---

18 J. Hüskes, *Pioniere der Südsee. Werden und Wachsen der Herz-Jesu Mission von Rabaul zum Goldenen Jubiläum 1882-1932* (Düsseldorf 1932) 38-42; R. Jaspers, *Historische Untersuchungen zu einem Mord an Missionaren auf NEW Britain (Papua New Guinea) 1904*, in: ZMR 63 (1979) 1-24.

19 H. J. Limburg, Art. *Pater Matthäus Rascher und neun Gefährten,* in: H. Moll (Hrsg. im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz), Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts (Paderborn u. a. 7 2019) Bd. II, S. 1391-1397.

dass deren Vorbereitung für das Morden nicht erkannt worden war. Ohne jede Ankündigung und mit Waffengewalt wurden P. Matthäus Rascher und weitere zehn Missionare und Schwestern am Morgen des 13. August 1904 bei ihren alltäglichen Aufgaben auf der Veranda, in der Kapelle und auf den Feldern erschossen oder erschlagen.

4.1.2 Steyler Missionare und Steyler Missionsschwestern

Der Pazifikkrieg (1941-1945) forderte einen enormen Blutzoll der Steyler Missionsfamilie. Im Jahr 1896 hatten die Steyler Missionare ihr Werk an der Nordküste Neuguineas quasi aus dem Nichts begonnen. Japanische Soldaten besetzten mit dem Beginn des Pazifikkrieges im Jahre 1941 die Küsten des damaligen australischen Mandatsgebietes. Die australische Regierung bot daraufhin den Steylern und anderen europäischen Missionare an, sich in Australien in Sicherheit bringen zu können. Nach internen Beratungen lehnten die Steyler Patres und Schwestern ab. Sie entschlossen sich, nach dem Vorbild des guten Hirten (Joh 10) bei den ihnen Anvertrauten auf den Missionsstationen zu bleiben. Man wusste um das Risiko dieser Entscheidung, schätzte aber die Hingabe an die Berufung und Treue zu den anvertrauten Einheimischen höher ein, als das eigene Leben zu sichern. Die Bereitschaft zur Hingabe des Lebens wurde angenommen. Zwei großen Massakern fielen zahlreiche Mitglieder der Steyler Missionsfamilie zum Opfer. Unter ihnen befanden sich zwei Missionsbischöfe.

Bischof Joseph Lörks (1876-1943) war seit dem Jahr 1933 das Vikariat Zentral-Neuguinea anvertraut.[20] Der Bischof stammte aus Hanselaer bei Kalkar am Niederrhein. Der Kölner Kardinal Karl Joseph Schulte (1871-1941) weihte ihn im Missionspriester-

[20] P. B. Steffen, Art. *Bischof Josef Lörks,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1475.

seminar St. Augustin bei Bonn im Jahre 1933 zum Bischof. Unmittelbar danach erfolgte seine Ausreise. Bischof Lörks stellt sich unermüdlich der kräftezehrenden Missionsarbeit in seiner ihm zur Heimat werdenden Station in Papua Neuguinea.

Im Jahre 1942 besetzten japanische Soldaten die Missionsstation. Jegliche Missionstätigkeit wurde untersagt. Für die japanischen Militärs standen alle europäischen Missionare unter dem Generalverdacht, als Spione für ihre amerikanischen und australischen Kriegsgegner tätig zu sein. Aus welchem Grund sonst sollten die Europäer im Land geblieben sein und sich nicht in Sicherheit gebracht haben?

Die Missionare verschiedener umliegender Stationen wurden interniert und am 15. März 1943 aufgefordert, an Bord des japanischen Zerstörers Akikaze zu gehen. Die Besatzung gab vor, die Missionare aus dem Kampfgebiet in Sicherheit bringen zu sollen. In einem angesteuerten Hafen erhielt der Kapitän von obergeordneter Stelle den Befehl, die an Bord Internierten zu liquidieren. Das Schiff nahm erneut Fahrt auf. „Der Kapitän hatte die ihm nicht angenehme Aufgabe, diese Order durchzuführen. Gegen Mittag waren alle Vorbereitungen zur Exekution abgeschlossen. Jetzt wurden den Missionaren die Augen verbunden, und jeder wurde einzeln am Heck des Schiffes erschossen, so dass bei der erhöhten Geschwindigkeit die Körper der Erschossenen direkt in Meer fielen. Bischof Lörks wurde als erster gerufen, alle anderen Missionare und Internierte folgten ihm.“[21] Eine Grabstätte war diesen Blutzeugen nicht vergönnt. 20 Steyler Patres, 18 Steyler Schwestern, drei Herz Jesu Missionare, fünf protestantische Missionare und drei Kinder fanden den Tod.

Auf einem anderen Schiff mit Namen Yorishime Maru erlitt eine andere große Gruppe von Steyler Missionaren und Missionarinnen ihr Martyrium. Unter ihnen befand sich Bischof Franz

21 Ebd., 1476.

Wolf (1876-1944), gebürtig aus Essen-Borbeck.[22] Er wurde ebenfalls vom Kölner Kardinal Karl Joseph Schulte am 28. Juni 1914 in Steyl zum Bischof für seine Missionstätigkeit geweiht. Nach Tätigkeit in Togo in Afrika übernahm Bischof Wolf eine neue Missionstätigkeit als Apostolischer Vikar von Ost-Neuguina. Er sollte sie als Blutzeuge beenden.

Bei der Yorishime Maru handelte es sich um ein japanisches Handelsschiff. Am Abend des 5. Februar 1944 wurden die zuvor internierten Missionare angewiesen, sich an Bord des Schiffes zu begeben. Es hieß, man wolle die Missionare in Sicherheit bringen. Die mit dem Kriegsgeschehen vertrauten Missionare aber wussten, dass sie einer anderen großen Gefahr ausgesetzt sein würden. Die Flieger der amerikanischen Luftwaffe würden das japanische Schiff als feindliches Ziel ausmachen und es bombardieren. Die Ordensfrauen erbaten an Deck Platz nehmen zu dürfen. Sie hofften, dass die amerikanischen Piloten sie an der Ordenstracht erkennen und damit von einem Angriff ablassen würden. Das wurde nicht erlaubt. Es kam, wie es kommen musste. Amerikanische Bomber entdeckten die Yorishime Maru und eröffneten das Feuer. Den Piloten war die grauenvolle Verwechselung nicht bewusst. „In wenigen Sekunden waren 27 Schwestern, 12 Brüder und sieben Patres tot, andere waren mehr oder weniger verletzt. […] Bischof Lörks war unter den Schwerverletzten."[23] Die Toten wurden eilig in einem Grab im nahen Hafen von Wewak beigesetzt. Andere Kranke erlagen in den folgenden Tagen den Verletzungen und fanden ihre letzte Ruhestätte in Hollandia.

Vier Patres und ein Bruder der Steyler Ordensfamilie fanden auf dem Flugfeld Boram in Papua Neuguinea ihren gewaltsamen Tod. Die Missionare wurden zu Arbeitsdiensten auf dem Flugfeld gezwungen. Absichtlich gewährte man ihnen keinen

---

22 P. B. Steffen, Art. Bischof Franz Wolf, in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1517-1518.

23 Ebd., 1517.

Schutz vor den ständigen amerikanischen Luftangriffen, die die militärische Infrastruktur der japanischen Streitkräfte zu zerstören suchte. P. Georg Bernd (1906-1944), gebürtig aus Pirmasens, hatte schon lange seinen Platz im deutschen Martyrologium gefunden.[24] Seine Mitbrüder, die mit ihm in Folge des mangelnden Schutzes vor den Bomben zu Tode kamen, konnten erst durch Forschungen der letzten Jahre in ihrer Biographie erhoben werden.

4.2 China

Die Missionsgeschichte Chinas unterscheidet sich von den Vorstellungen, die der Gedanke an die Mission unterschwellig immer mit Formen des Kolonialismus in Verbindung bringt. Eine koloniale Inbesitznahme des Landes hatte es nie gegeben und wurde auch nicht beansprucht. Vornehmlich durch Jesuiten geprägt vollzog sich die Begegnung Chinas mit dem Christentum im 16. und 17. Jahrhundert als eine Art Wettstreit zwischen zwei Kulturkreisen auf den Gebieten des Handwerks, der Künste, der Astronomie und der Philosophie.[25] Im Zentrum stand der Gedanke der Akkomodation, der Anpassung an das neue Land, der von einer Wertschätzung der anderen Kultur geprägt war. Die Missionare machten sich die komplizierte chinesische Schrift und Sprache zu eigen. Man hoffte, die chinesischen Gelehrten in den oberen Gesellschaftsschichten für das Christentum zu gewinnen, in dem man ihre kulturellen und wissenschaftlichen Ergebnisse vorstellte. So sollte es zu einer Annahme der christlichen Botschaft kommen. Die Missionare des 20. Jahrhunderts, die nun vorgestellt werden, knüpften an die schon bestehenden christlichen Gemeinden an.

---

24 A. Dittrich, Art. Pater Georg Bernd, in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1477-1479.

25 M. Sievernich, *Die christliche Mission*, s. Anm. 1, S. 84-87.

4.2.1 Franziskaner

Im 20. Jahrhundert machten sich die Angehörigen verschiedenen Ordensgesellschaften die Aufgabe der Chinamission zur Aufgabe. Zu ihnen gehörten die Franziskaner. Der bayerischen Franziskanerprovinz waren Missionsgebiete im Norden Chinas zugewiesen worden. P. Hermengild (Karl) Wäldele (1896-1927) reiste 1926 nach China aus. Erstaunlich schnell lernte er Sprache und Schrift. Schon ein Jahr später erlebte er aber das Martyrium. Auf der Reise zu einer Missionsstation geriet der Ordensmann in einen alten Stammeskonflikt. Ein Gewehrschuss tötete ihn, nachdem man ihm alle Habseligkeiten mitsamt seiner Kleidung genommen hatte.[26]

Zur sächsischen Ordensprovinz gehörte P. Silvester (Heinrich) Padberg, der aus Hildefeld im Sauerland stammte.[27] Im Sommer 1937 ergriff der Zweite Weltkrieg den pazifischen Raum. Japanische Soldaten vermuteten in dem Franziskanerpater einen amerikanischen Spion, erschossen ihn und seine Begleiter auf dem Weg zu einer katholischen Gemeinde am 14. Juni 1938.

Zwei Franziskaner erlitten ihr Martyrium später unter der kommunistischen Herrschaft des Landes. P. Augustin (Karl-Heinz) Holzum (1911-1947)[28] starb im Jahre 1947. Der Oberhirte Erzbischof Cyrillus (Rudolf) Jarre (1878-1952),[29] gebürtig aus Ahrweiler, war wegen seines Bischofsamtes Ziel der kommunistischen Verfolgung. Nach langer Haft, Folter und qualvollen Verhören verstarb er am 8. März 1952 in Tsinan.

---

26 W. Rauch, Art. *Pater Hermengild (Karl) Wäldele,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1418-1421.

27 E. Kutzner, Art. *Pater Silvester (Heinrich) Padberg,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1433-1436.

28 J. T. Jaax, Art. *Pater Augustin (Karl-Heinz) Holzum,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1645-1648.

29 H. Schneider, Art. *Erzbischof Cyrillus (Rudolf) Jarre,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1648-1651.

4.2.2 Missionsbenediktiner von St. Ottilien

Die Missionsbenediktiner von St. Ottilien führten seit dem Jahre 1909 eine Abtei in Korea. Von ihr aus wurde ihr die benachbarte Mandschurei, die zu China gehörte, als Missionsgebiet anvertraut. In Yenki wurde dazu ein Kloster erreichtet. Im Zweiten Weltkrieg besetzten Japaner weite Gebiete. Ihnen fiel schon früh im Jahr 1932 P. Konrad (Friedrich) Rapp (1896-1932) zum Opfer. Er wurde auf dem Weg zu einer Gemeinde von chinesischen Soldaten angehalten. Als er es wagte, auf dem Pferd sitzend zu antworten und dabei nicht abstieg, wurde er erschossen. Nachdem sich zum Ende des Zweiten Weltkrieges wieder die chinesischen Kommunisten die Verwaltung des Landes übernahmen, setzte eine überaus harte Verfolgung ein. Ihr fielen später in den Jahren 1945 bis 1947 drei weitere Missionsbenediktiner zum Opfer.[30]

4.2.3 Steyler Missionare und Dominikaner

In den Zeitraum von 1933 bis 1945 fiel das Martyrium von sieben Steyler Missionaren und einem Dominikaner. Sie wurden im Martyrologium in einem Kapitel gefasst. Die Steyler Missionare erlitten an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten ihr Martyrium. Zu ihnen zählt P. Alfons Gärtner (1908-1938).[31] P. Gärtner wurde in Dillingen/Saar geboren. Er reiste im Jahr 1936 mit seinem Bruder, der ebenfalls der Steyler Missionsgesellschaft beigetreten war, nach China aus. Noch unerfahren geriet der junge Missionar im Jahr 1938 in die Hände japanischer Soldaten. Er trat ihnen gegenüber forsch auf, betonte seine deutsche Herkunft und erwartete Respekt vor seiner Tätigkeit als Missionar. Offensichtlich aber schien das die Soldaten so zu reizen, dass sie ihn kurzerhand erschossen. Seine

30 F. Renner, Art. *Pater Konrad (Friedrich) Rapp und drei Missionsbenediktiner,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1438-1444.

31 J. Fleckner, Art. *Pater Alfons Gärtner,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1453-1454.

Mitbrüder erfuhren in ähnlicher Weise den Zorn und den Argwohn der Japaner gegenüber den europäischen Missionaren. Der Dominikanerpater Ludwig Maria (Nikolaus Modest) Paly (1896-1933)[32] wurde von japanischen Soldaten als Geisel genommen, um hohe Geldzahlungen von seiner Ordensgemeinschaft zu erpressen. Als das nicht gelang, wurde der Ordensmann hingerichtet.

4.3 Korea

Ein Blick nach Korea zeigt im Schicksal der Missionsbenediktiner von St. Ottilien die Zerrissenheit des Landes, die noch heute in der nahezu unüberbrückbaren Teilung des Landes in Nord- und Südkorea besteht.

Missionsbenediktiner und Missionsbenediktinerinnen

Im Jahre 1909 nahmen die Missionsbenediktiner von St. Ottilien ihre Tätigkeit in Korea auf und gründeten eine Niederlassung in Seoul. P. Bonifatius (Josef) Sauer[33], der spätere Abt-Bischof, gehörte zu den ersten Missionaren, die vom Schiff an der Küste des Landes an Land gingen. Schnell blühte das Leben des Klosters auf, ein Lehrerseminar wurde schon bald eröffnet. Die Strukturen stabilisierten sich, P. Bonifatius wurde im Jahr 1921 zum Bischof der neuen Gebiete geweiht. Der Missionsbischof sprach zwei Jahre später im Jahr 1923 bei den Missionsbenediktinerinnen in Tutzing vor und bat um die Sendung von Schwestern in die aufblühenden Stationen. Tutzing entsprach der Bitte. Im Jahre 1927 eröffneten die Mönche ein

---

32 E. H. Füllenbach, Art. *Pater Ludwig Maria (Nikolaus Modest) Paly,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1449-1453.

33 F. Renner, Art. *Abt-Bischof Bonifatius (Josef) Sauer,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1657-1660.

Kloster in Tokwon und ein weiteres in Yenki, von dem in dem Abschnitt über China schon die Rede war.

Die einschneidende Verfolgung der christlichen Missionare begann mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Nach der Kapitulation Japans im August 1945 wurde die südliche Zone von den Amerikanern besetzt, während die Sowjets in den Norden einmarschierten und mit der Installation eines sozialistischen Staates begannen. Beide Teile des Landes nahmen von nun an eine völlig unterschiedliche Entwicklung. Unter der kommunistischen Herrschaft im Norden wurde das gesamte christliche Leben blutig verfolgt. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1949 umstellte die Geheimpolizei das Kloster Tokwon. Die deutschen Benediktiner, ihre koreanischen Mitbrüder und Schwestern wurden abgeführt und einer grausamen Gefängnishaft im Gefängnis Pyongyang unterworfen. Die Aufseher überließen die Gefangenen unvorstellbaren Bedingungen. Eine Zelle für 18 Häftlinge maß acht Quadratmeter, Reden war verboten, nachts lagen alle zum Schlaf auf der Seite, da der Platz sonst nicht ausreichte. Die Nahrung war mehr als spärlich, kaum genug Luft bot eine kleine Luke in unerreichbarer Höhe. Die Tage wollten nicht enden. Krankheit und schiere Erschöpfung griffen um sich. Viele Gefangene starben. Diejenigen, die diese Monate überlebten, berichteten von Gebeten, die die Mönche trotz aller Umständen miteinander im Flüsterton sprachen. Im Februar des Jahres 1950 starb Abt-Bischof Bonifatius Sauer. Er war getrennt von seinen Mitbrüdern in strenger Isolation in einer 2 x 2 Meter großen Zelle eingesperrt. Der Bischof stand in seinem 72. Lebensjahr und war den Strapazen nicht länger gewachsen.

Im Jahre 1954 wurden alle europäischen Missionare in ihre Heimat abgeschoben. Es ist berührend zu hören, dass einige der Missionare und der Schwestern nach Jahren der Erholung wieder nach Korea zurückkehrten. Die einheimischen koreanischen Ordensleute hatten sich inzwischen in Südkorea gesammelt und dort eine neue heute noch bestehende Niederlassung, die Abtei

Waegwan, gegründet. Die ehemaligen Gefangenen traten dieser Abtei im Süden des Landes bei.

Im Jahre 2007 wurde für die Märtyrer der Verfolgung in Korea ein Seligsprechungsverfahren eröffnet. Sein offizieller Titel lautet: Abt-Bischof Bonifaz Sauer, P. Benedikt Kim und Gefährten. 36 Mönche aus Tokwon, Yenki, St. Ottilien, Münsterschwarzach, Schweiklberg und Schwestern aus Tutzing gehören zu dieser Gruppe. Es ist zu hoffen, dass das Verfahren bald zu einem guten Ende geführt werden kann.

4.4 Philippinen

Auch die Philippinen wurden von den Unruhen und Gewalttätigkeiten des Pazifikkrieges erfasst. Die japanischen Streitkräfte besetzten am Beginn des Jahres 1942 die ersten Inselgruppen des Reiches. Das Ziel, das die Japaner verfolgten, bestand darin, ganz Asien unter japanische Führung zu bringen und den Buddhismus als einigende Religion einzuführen. Damit sollten die eroberten Gebiete von jeglicher Öffnung nach Westen abgeschnitten werden. Jegliche Missionsarbeit europäischer Missionare wurde unterbunden. Den Kriegshandlungen beim Einmarsch der Japaner im Jahre 1942 und bei ihrem Rückzug vor den angreifenden Amerikaner zum Ende des Krieges fielen zahlreiche Missionare zum Opfer.

4.4.1 Steyler Missionare

Bischof Wilhelm Finnemann (1882-1942)[34], geboren in Hultrop im Kreis Soest, war im Jahre 1905 der Steyler Missionsfamilie beigetreten und 1911 in die Mission auf die Philippinen gesandt worden. Der junge Missionar erwies sich als überaus geschickter Organisator und klug in der Menschenführung. Er eignete sich zwei einheimische Dialekte an, die er fehlerfrei beherrschte. Im Jahr 1929 wurde er zum Bischof geweiht und ihm die

[34] H. Multhaupt, Art. *Bischof Wilhelm Finnemann,* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1581-1584.

Mission in Mindoro, einem Gebiet im Westen des Inselstaates, anvertraut. Aus dieser Zeit hat sich ein persönliches Tagebuch erhalten. Die Eintragungen geben Zeugnis von einem Geistlichen, der in einem tiefen Einklang von Gebet und Arbeit sich den Herausforderungen der Missionstätigkeit stellte.

Am 21. Februar 1942 nahmen japanische Soldaten die Insel Mindoro ein. Mit ihnen kamen Angst und Schrecken. Besonders die philippinischen Frauen hatten zu befürchten, Opfer marodierender Soldaten zu werden. Bischof Finnemann setzte alles ein, um Verstecke und Rückzugsmöglichkeiten zu bieten. Der hoch angesehene Oberhirte geriet damit sofort in das Visier der japanischen Soldaten. Man suchte nach einem Vorwand, sich seiner zu entledigen. Polizisten fanden bei einer Durchsuchung ein kleines Radio in seinem Besitz. Ihm wurde vorgeworfen, mit Hilfe des Gerätes Spionagetätigkeiten für den Westen auszuüben. Bischof Finnemann wurde ins Gefängnis geworfen. Die Aufseher isolierten den Bischof in der Haft. Lange Zeiten setzten sie ihn einer dunklen Zelle aus, an anderen Tagen legten sie ihn gefesselt schutzlos in die glühende Sonne. Dazu erfolgten Verhöre mit Schlägen und anderen Repressalien. Am 26. Oktober 1942 gab das japanische Militär vor, Bischof Finnemann außer Landes zu bringen. Doch auf dem Schiff, auf das man ihn gebracht hatte, fesselte man den Geistlichen, beschwerte ihn mit Steinen und einer Eisenstange und warf ihn über Bord. Diese Tat wurde von den Behörden lange verheimlicht. Anfragen des Apostolischen Delegaten und der Ordensgemeinschaft nach dem Verbleib des Bischofs wurden ausweichend beantwortet. Die Wahrheit kam durch die Zeugenaussage eines an Bord des Schiffes fahrenden Ingenieurs ans Licht. Weitere Mitbrüder des Bischofs fielen der Willkür und dem Zorn der Soldaten zum Opfer. Im Jahre 1999 wurde ein Seligsprechungsverfahren für Bischof Wilhelm Finnemann eingeleitet.

4.4.2 Steyler Missionarinnen

Berührend ist das Schicksal von 15 Steyler Missionsschwestern, die ihr gemeinsames Martyrium erlitten.[35] Seit dem Jahre 1925 gaben die Schwestern Schulunterricht in der Hauptstadt Manila und in weiteren Niederlassungen des Umlandes. Der Vormarsch der Japaner im Dezember 1941 brachte einen harten Einschnitt mit sich. Die Schwestern mussten Teile der Schulgebäude an die neue Verwaltung abgeben. Sie wurden gezwungen, die japanische Sprache zu erlernen, japanische Gebräuche und Umgangsformen anzunehmen. Die Erteilung von Religionsunterricht war praktisch nicht mehr möglich. Das Ende des Krieges aber beendete vier Jahre später auch die Zeit der japanischen Okkupation.

Das Zurückdrängen der Japaner durch US-amerikanische Truppen zum Ende des Krieges versetzte die Hauptstadt in ein Inferno. Den erbitterten Widerstand der japanischen Soldaten erwiderte das amerikanische Militär mit zahllosen gnadenlosen Luftangriffen, die auch zivile Ziele trafen. Die Ordensleitung wies die Schwestern an, Manila zu verlassen und Schutz in der Schwesternstation in der 60 km südlich liegenden Stadt Santo Tomas in der Provinz Batangas zu suchen. Dort kamen 15 Schwestern zusammen. Als sich die Luftangriffe auf die Provinzen ausweiteten, standen die Schwestern vor einer schweren Entscheidung. Viele Bewohner der Stadt flohen vor den Bomben in die Berge. Die Schwestern aber sahen sich vor allem im Hinblick auf die Älteren in ihrer Gemeinschaft dazu nicht in der Lage. So entschied man sich, in der Station in Santo Tomas zu bleiben. Das Bild des guten Hirten, der nicht flieht, wenn er den Wolf kommen sieht, stand ihnen vor Augen (Joh 10). Die Schwestern gruben einen hufeisenförmigen Unterstand neben der Kirche, in dem sie hofften, wie in einem Bunker Schutz zu finden. Doch während eines Angriffes US-amerikanischer

35 O. Stegmaier, Art. *Steyler Missionsschwestern (1945),* in: H. Moll, Zeugen für Christus, s. Anm. 19, S. 1590-1611.

Bomber auf die Stadt am 15. März 1945 fanden alle Schwestern durch einen Volltreffer den Tod. Die Kommunität wurde vollständig ausgelöscht, alle Gebäude zerstört. Bedingt durch die chaotischen Umstände erfuhr die Provinzleitung in Manila erst drei Wochen später von dem Tod der Mitschwestern. Ein Jahr später verfügten die Schwestern die Exhumierung der sterblichen Überreste und setzten sie in einem Ehrengrab auf dem Schwesternfriedhof in Manila bei.

Die alte Gesetzmäßigkeit aber zum Wachstum der Kirche bewahrheitete sich auch hier, was der Kirchenschriftsteller Tertullian († nach 220) in die Worte kleidete: „Das Blut der Märtyrer ist Same für neue Christen."[36] Für das Jahr nach dem Martyrium der Schwestern hält die Chronik des Ordens fest, dass 15 junge philippinische Frauen um die Aufnahme in die Ordensgemeinschaft baten und ihr Noviziat begannen.

5 Schlussbemerkungen

Die Kirche hat das Gedenken an die Märtyrer seit frühester Zeit gepflegt. Die Märtyrer waren durch alle Zeiten der Kirchengeschichte für die Gläubigen mehr als unglückliche Opfer widriger gesellschaftlicher Umstände. Vielmehr erkannten die Gläubigen in den Umständen ihres Todes den Tod Jesu Christi auf Golgatha. Angesichts der theologischen Reflexion im Laufe der Geschichte sind diese Umstände in drei sogenannten Kategorien zusammengeflossen. Die Kirche sah sich immer wieder der Verfolgung ausgesetzt. Die Märtyrer starben erstens eines gewaltsamen Todes, sie starben zweitens wegen ihres Bekenntnisses zu Christus und drittens, nicht einmal der nahe Tod hatte sie davon abbringen können, ihren Feinden zu verzeihen und sie zu lieben. So starben die Märtyrer wie Christus. Das deutsche Martyrologium hat deshalb den Titel „Zeugen für Christus" gewählt. Die Verehrung der Märtyrer gilt daher im Letzten auch

[36] Tertullian, *Apologeticum 50,13* (CCL I,171).

nicht ihrer Person, sondern demjenigen, als dessen Zeugen sie starben, nämlich Christus selbst.

Papst Johannes Paul II. schuf mit der Initiative, Martyrologien des 20. Jahrhunderts zu erstellen, einen Ort, um dieser Zeugen zu gedenken. Nicht alle der Blutzeugen der Mission hatten das Glück, in einem Grab bestattet zu werden, das das Gedenken wachhält. Aber die Erinnerung an sie wird durch das große Verzeichnis des Martyrologiums vor dem Vergessen bewahrt.

Wie oben ausgeführt stieß Papst Paul VI. mit seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii nuntiandi* eine vertiefte Reflexion des Missionsbegriffes auf der Grundlage der Einsichten des Zweiten Vatikanums an. Der Pontifex hob die besondere Bedeutung der Zeugenschaft hervor, die in der gegenwärtigen Zeit offensichtlich lebendiger spricht, als mancher noch so gut gemeinte Aufruf oder schriftliche Abfassung. Für Papst Paul VI. liegt in der Zeugenschaft der erste Weg der Evangelisierung. Er führte aus: *„‚Der heutige Mensch', so sagten wir […] zu einer Gruppe von Laien, ‚hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte, und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind.'"*[37] Das Zeugnis der Märtyrer bleibt zeitlos wertvoll – gerade in unserer Zeit, die auf der Suche nach verlässlichen Werten ist. Denn in den Märtyrern begegnet der Welt kein abstrakter Begriff oder eine Theorie, sondern das Fleisch gewordene, sichtbar gewordene treue Bekenntnis zu Jesus Christus. Das deutsche Martyrologium zur Hand zu nehmen ist daher kein Zurück und keine Erinnerung an vergangene heroische Taten. Im Zeugnis der Märtyrer begegnet dem Leser das Heute des immer gegenwärtigen Christus.

37 Papst Paul VI., *Evangelii nuntiandi*, s. Anm. 4, Nr. 41.

Den Glauben in schweren Zeiten bewahren und weitergeben[1]

Alexander Krylov

Das Thema dieses Vortrages erhält mit Blick auf unsere Zeit und unseren Kulturkreis an sich schon eine zunehmende Dringlichkeit. Durch den Vortrag von Prof. Krylov wird dieser Blick zusätzlich geweitet und auf Zusammenhänge gerichtet, die überraschende Parallelen erkennen lassen zwischen seinen Erfahrungen als Kind und Jugendlicher in der Sowjetunion und manchen Erfahrungen im Hier und Jetzt.

In seinem Buch „Wie ich zum Mann wurde" (Kißlegg 22[3], S. 199) wird der Autor von Klaus Nachbaur mit folgenden Worten vorgestellt: „… welch ungewöhnlicher Autor: Alexander Krylov, Jahrgang 1969, wächst in einer deutsch-russischen Familie auf, verliert früh den Vater, erlebt den Atheismus als Staatsreligion, hat aber auch Oma und Mutter, die sich ihren katholischen Glauben bewahrt haben. Nach der Schulzeit folgt eine steile wissenschaftliche Karriere. Bereits mit 30 Jahren ist Krylov stellvertretender Dekan der Fakultät für Wirtschaft und Management seiner Universität in Moskau. Im Jahr 2000 kommt er nach Deutschland und arbeitet als Dozent und später als Profes-

[1] Alexander Krylov hielt anhand einer mediengestützten Präsentation in freier Rede seinen Vortrag zuerst vor der Theol. Sommerakademie und später vor dem Verein deutscher katholischer Lehrerinnen (VdkL). Frau Ursula Fehlner verdanken wir die schriftliche Abfassung des Vortrages und dem Referenten die Ermöglichung und Autorisierung.

sor in Bremen und Berlin. Er verfasst zahlreiche wissenschaftliche Publikationen."

Im Jahr 2011 folgt Krylov seiner schon länger gespürten Berufung zum Priestertum und beginnt das Theologiestudium. Am 03. Juni 2016 wird er von Kardinal Woelki zum katholischen Priester geweiht.

Krylovs Vortrag beginnt mit seinem Eindruck eines Déjà-vu-Erlebens bezogen auf fünf Bereiche, die er wie folgt auflistet:

- Es gibt immer mehr Themen, worüber man nicht öffentlich spricht.
- Es wird nicht nur derjenige kritisiert, der eine andere Meinung hat, sondern auch, wer sich der Verurteilung dieser Meinung entzieht.
- Die Sprache wird ideologisiert. Es entsteht ein Zwang, bestimmte Worte zu benutzen oder bestimmte Sprachregelungen zu befolgen.
- Menschen mit einer anderen Meinung werden in bestimmte Schubladen gesteckt.
- Cancel Culture wird praktiziert, bei der bestimmte Personen oder auch kulturelle und historische Werke aus der Öffentlichkeit gelöscht werden.

Mit einer Abfolge von Fotos, Karikaturen und Plakaten aus der Ära der Sowjetunion zeichnet der Referent anschließend ein anschauliches, oft erschreckendes Profil der Glaubensfeindlichkeit des damaligen Staates, entlarvt die Richtlinien und Methoden, mit denen der Glaube ausgerottet werden sollte, zeigt die verbrecherischen Auswirkungen anhand von statistischen Zahlen und weist den Stalinismus als Pseudoreligion nach. Diese einzelnen Punkte werden im Folgenden genauer ausgeführt. Einige bildliche Darstellungen seien hier beispielhaft beschrieben: Da wird das orthodoxe Kreuz wie ein Gefängnisgitter dargestellt, das den Weg in die goldene Freiheit und den Fortschritt versperrt. Im Vordergrund ist eine traurige, dunkle, frömmelnde Frau mit geschlossenen Augen abgebildet mit dem Text „Gefängnis für Herz und Verstand". Eine Karikatur stellt die Kirche wie eine Kuh

dar, die von den Geistlichen durch die Gaben der „dummen“ Gläubigen gemolken wird. Eine andere Abbildung zeigt ein Plakat mit gespenstischen Kinderbildern im Vordergrund und einer kippenden Kirche im Hintergrund. Es trägt den Text „Die heilige Pflicht gegen alle Gefahren — Kinder vor der Religion zu bewahren“. Voller Lebenskraft hingegen sieht man auf einem anderen Plakat einen jungen Mann, der vor einer wankenden Kirche mit einem kleinen, kämpfenden Priester steht. Er hält triumphierend sein rotes Mitgliedsbuch hoch. Auf dem Plakat liest man: „Ich bin ein Gottloser, und Du?“

Durch die einprägsamen, weil plakativen Bilddarstellungen, werden die Richtlinien zur Zerstörung des Glaubens verdeutlicht, die der Referent in vier Aspekten darstellt:

- den Glauben und die Bibel als unrealistische Dummheit darstellen.
- das Vertrauen zur Kirche zerstören und die Kirche aus dem gesellschaftlichen Leben herausnehmen.
- grundsätzlich das Priestertum zerstören.
- Gläubige stigmatisieren.

Besonders dem ersten Punkt wurde viel, auch wissenschaftliche Anstrengung zuteil. So gab es ein Unterrichtsfach mit der Bezeichnung „Wissenschaftlicher Atheismus“, in der atheistische Bibelarbeit gelehrt und gelernt wurde. Diese Bibelarbeit stützt sich auf drei Grundsätze zur Behandlung biblischer Texte.

Erstens: Man muss biblische Texte aus nüchterner historischer Sicht betrachten. Dafür muss man biblische Erzählungen in einzelne Aussagen zerschlagen und jede dieser Aussagen auf historische Wahrscheinlichkeit prüfen. So kann man die Bibel aushöhlen und den Menschen die Sinnlosigkeit der biblischen Berichte zeigen.

Zweitens: Man muss die biblischen Texte als literarisches Epos behandeln. Wenn man die Bibel auf gewöhnliche Literatur reduziert und sie dann philologisch analysiert, kann man den Büchern der Bibel ihre möglichen Inspirationen nehmen.

Drittens: Man muss die biblischen Berichte nur aus der Per-

spektive der geschichtlichen Situation betrachten. Wenn man weiß, warum für damalige Menschen bestimmte Aussagen wichtig waren, begreift man, dass die Bibel eine Sammlung von situativen Erzählungen ist, die für unser heutiges Leben kaum noch eine Rolle spielen.

Mithilfe der Medien wurden die anderen genannten Richtlinien zur Zerstörung des Glaubens angewandt und umgesetzt, die neben dem vermittelten Misstrauen gegenüber der Kirche allgemein (z.B. „sie ist zu reich“) vor allem die Priester als unglaubwürdig und verbrecherisch darstellten. Verallgemeinernd wurden Schwächen, Sünden und Verbrechen Einzelner auf den gesamten Priesterstand übertragen, indem man sie als nichtsnutzige Parasiten, als Sünder und Alkoholiker, als ihre Macht missbrauchende Personen mit verderblichem Einfluss sprachlich und bildlich zeichnete.

Die Stigmatisierung der Gläubigen wurde der Bevölkerung schon im Schulalter eingeprägt. Die Lehrer reagierten auf kindliche Glaubensbekenntnisse je nach Temperament mit freundlicher Aufklärung, dass der Glaube ein Relikt aus alter Zeit sei, oder sogar mit Wutanfällen, weil sie um ihre eigene berufliche Zukunft bangten. Sogar die Denunziation wurde gefördert, wenn die Schüler nach Ostern die Namen derer an die Tafel schreiben sollten, die an diesem Hochfest in der Kirche waren. So lernten Kinder mit christlichem Hintergrund schon früh, ihren Glauben geheim zu halten.

Dass sich der Kampf des Staates gegen die Religion nicht „nur“ in manipulativen Methoden ausdrückt, sondern auch ganz konkret das Leben der Gläubigen bedroht, wird in einem Geheimbrief Lenins aus dem Jahr 1922 erschreckend deutlich. Dort heißt es „Je mehr Priester wir töten, desto besser“. Die Zahlen der Opfer (1917 bis 1920: 20.000 Opfer) und der Hinrichtungen (1937 bis 1938: 100.000 Hinrichtungen) belegen, dass die Saat dieses Religionsvernichtungsprogramms aufgegangen ist.

Doch wie die Erfahrung zeigt, und wie es viele Theolo-

gen und Philosophen konstatieren, ist der Mensch „von Natur aus ein religiöses Wesen“ (P. Benedikt XVI. am 11.05.2011). Diese natürliche Anlage der Menschen wurde in der Sowjetunion genutzt, um eine säkulare Religion als Ersatz anzubieten. Stalin (1878 − 1953) war eine religiös gebildete Person, die sogar zeitweilig in einem orthodoxen Priesterseminar war. Er bot durch Ersatzbilder, Ersatzriten, Ersatzbauten und Ersatzverehrung im Stalinismus eine Ersatzreligion. Eine einprägsame Darstellung Stalins mit einem blumen- und fähnchentragenden kleinen Jungen auf dem erhobenen Arm erinnert deutlich an den Nährvater Jesu, den heiligen Josef. Die Porträtabbildung der drei großen Gestalten des Kommunismus Marx, Stalin und Lenin, in Einheit, in eine gemeinsame Blickrichtung schauend, assoziert die Heilige Dreifaltigkeit. Als Ersatzriten für christliche Prozessionen z.B. boten sich politische Kundgebungen an, überdimensionale Denkmalbauten sollten die Kirchen ersetzen. Das Lenin-Mausoleum auf dem Roten Platz in Moskau ist bis heute das Ziel vieler Touristen oder auch Verehrer des Verstorbenen, was durchaus an eine religiöse Wallfahrt zu heiligen Stätten erinnert.

Wenn nun auf die aktuelle Wirklichkeit in unserem Land geschaut wird, so können hier durchaus Parallelen erkannt werden, wie Elemente der Religion in eine säkulare Ersatzreligion einziehen oder schon eingezogen sind. Zu diesen Elementen gehören Riten, wie sie u.a. im Fußballsport zu beobachten sind (z.B. das Hochheben und die Verehrung des Pokals), Berührungsreliquien werden durch das abergläubische Berühren säkularer Skulpturen ersetzt (z.B. der Fuß des Esels in Bremen − Bremer Stadtmusikanten), manche Konsumzentren werden zu „Konsumtempeln“ − auch architektonisch, und die Heiligenverehrung wird ausgelagert auf Personen der Zeitgeschichte ohne religiösen Hintergrund (z.B. Steve Jobs als Titelbild von „The Economist“ mit Heiligenschein in Erlöserhaltung und -kleidung, mit einem Laptop als „heiliges

Buch“ in der rechten Hand unter der Überschrift „The book of Jobs“; oder Greta Thunberg auf einem Titelblatt des Time-Magazins so in Szene gesetzt, dass sie an die Jungfrau Maria erinnert). Es werden jedoch nicht nur religiöse Elemente im säkularen Leben absorbiert, sondern es gibt auch den umgekehrten Weg, dass säkulare Elemente religiöse im kirchlichen Bereich ersetzen. Manche Kirchenbauten und Gottesdienstgestaltungen sprechen hier Bände. Dem aufmerksamen Gläubigen fallen mit Sicherheit weitere Beispiele ein. Ob nun auf einem alten Plakat in der Sowjetunion ein Astronaut im Weltraum lächelnd verkündet „Es gibt keinen Gott!“ oder ob ein Doppeldecker durch Berlin fährt mit der Werbeaufschrift „Es gibt (mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit) keinen Gott. Ein erfülltes Leben braucht keinen Glauben.“− Die Absicht ist dieselbe gestern und heute: Die Zerstörung des Glaubens.

Nach dieser beschreibenden Analyse kommt der Referent zu folgender Definition eines Atheisten:
Atheist ist derjenige, der meint

- statt Kirchen soll man Schulen bauen;
- statt beten, muss man reale Hilfen leisten;
- statt Mythen muss man Kindern reales Wissen vermitteln;
- statt Bibeln brauchen Hungernde Lebensmittel;
- Religion ist der Grund für Kriege, Hass, Sklaverei und Frauenfeindlichkeit;
- In der Natur gibt es genug Wunder, erzählte Wunder braucht die Welt nicht.

Es wird ersichtlich, dass die vertretenen Positionen wie „Schulen bauen“, „reale Hilfen leisten“ usw. in sich gute und notwendige Forderungen sind. Doch diese Forderungen gegen den Glauben auszuspielen, anstatt beides im Blick zu haben oder die Wirklichkeit auf das Sichtbare zu reduzieren, offenbaren die wahre Zielrichtung.

Wenn die Gläubigen hierzulande aufrichtig und nüchtern die aktuelle Situation der Kirche und des Glaubens betrachten, muss das unabdingbar zur Frage führen, wie der Glaube in diesen

schweren Zeiten bewahrt bleiben kann. Diese Sorge muss ein Anliegen aller Christen sein. Da in der Sowjetunion in vielen Familien und Gruppen der Glaube gegen alle Widerstände bewahrt blieb, ist es sicher eine Hilfe, auf das „Wie?“ dieser Bewahrung zu schauen, um für die hiesige Situation davon zu lernen. Eine Ermutigung bietet sicher auch der vergleichende Blick auf die extrem harte Form des Atheismus in der Sowjetunion, den wir Gott sei Dank aktuell nicht so erleben. Der Referent beschreibt die alltäglichen Bedingungen, unter denen der Glaube weitergegeben wurde. So durfte man in der Öffentlichkeit nicht über den Glauben sprechen, viele Kirchen wurden geschlossen oder zerstört, Aktivisten wachten an Ostern vor der Kirche, um die jungen Menschen aufzuspüren, bekennende Christen hatten Probleme am Arbeitsplatz, es gab keine religiösen Bücher, auch keine Bibel, es war kaum möglich, mit einem Priester zu sprechen und der Aberglaube wuchs.

Andererseits war es in mancher Hinsicht leichter, sich vor den Einflüssen zu schützen und den Glauben zu bewahren. So waren Glaube und Atheismus einfach und klar zu unterscheiden, antikirchliche Propaganda wurde als solche erkannt, bei der Weitergabe des Glaubens ging es nicht um die Gestaltung der Kirche, sondern um den Glauben selbst. Gläubige suchten in der Kirche nicht die sozialen Kontakte, sondern Gott, und es war jedem bewusst, dass nur die Familie den Glauben weitergeben konnte, wobei vor allem die Großeltern ihn mündlich vermittelten. Gott war im Alltag anwesend, was sinnfällig durch Segnungen, Erzählungen biblischer Geschichten und durch gemeinsame Gebete erfahrbar wurde. Die heimlichen Feiern der kirchlichen Hochfeste und vor allem auch die Hinwendung zu Gott in den Tiefen und Nöten des Lebens ließen die Nähe Gottes spüren und ihn finden.

Bei einer persönlichen Begegnung des Referenten mit Papst em. Benedikt XVI. fragte der Referent: „Wie kann man in unserer Zeit den Glauben nicht verlieren?“ Nach kurzem Nachdenken antwortete der Papst: „Erstens sich immer auf

Christus ausrichten, und zweitens den Glauben weitergeben.“ Es ist wieder dieses Paradox des Christentums, dass wir das nicht verlieren, was wir weitergeben, siehe auch Lk 6,38: „Gebt, so wird euch gegeben.“

Die beiden Empfehlungen des emeritierten Papstes zeigen gleichzeitig auf, woran die Kirche in unserem Land krankt. In den heutigen kirchenpolitischen Diskussionen wird kaum über Christus gesprochen; in vielen Fällen kümmert sich die Gemeinde oder Diözese mehr um die Strukturen als um die Beziehungen, und zwar um die Beziehungen der Menschen untereinander, aber kaum über die Beziehung des Menschen zu Gott. Die Kirche wird folglich nicht mehr als mystischer Leib Christi verstanden, was entweder zur bekannten Haltung des „Jesus – ja, Kirche – nein“ führt oder die Kirche auf einen sozialen Verein reduziert, aus dem man bei Versagen der Verantwortlichen konsequenterweise austritt.

Hoffnung gibt trotz allem der bekannte Ausspruch des emeritierten Papstes, dass es so viele Wege zu Gott gibt, wie es Menschen gibt.

Nun ist dieser Weg der Menschen zu Gott nicht ein Ereignis, bei dem die Gläubigen beobachtend am Rand stehen, sondern jeder Christ ist durch die Taufe und erst recht durch die Firmung dazu berufen, den Mitmenschen diesen Weg zu zeigen. Dass die Weitergabe des Glaubens nur fruchtbar werden kann, wenn sie aus der inneren, Freude ausstrahlenden Überzeugung kommt, ist nachvollziehbar und nachweisbar, siehe auch Lk 6,45: „Wovon das Herz voll ist, davon spricht der Mund.“ Dann ergibt sich von allein, dass das Gebot aus Dtn 6,6-7 erfüllt wird: *„Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Söhnen wiederholen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst.“*

Bei allen Bemühungen, den Glauben in schweren Zeiten zu

bewahren und weiterzugeben, und trotz mancher Fehlschläge dürfen wir sicher sein, dass letztlich das Ziel erreicht wird durch die stärkenden Worte des Herrn: *„... und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“ (Mt 16,18)*.

(Zusammenfassung: Ursula Maria Fehlner [VkdL])

Der Glaube und die Kirche – notwendig für das ewige Leben[1]

Ralph Weimann

Wenn heute über den Glauben und die Kirche gesprochen wird, dann geht es gewöhnlich um vieles, aber nicht um das Eigentliche. Häufig stehen Desiderate und Wünsche im Vordergrund, die in Form von Forderungen vorgebracht werden. Glaube und Kirche sollen fortschrittlicher werden, damit sie dem modernen Menschen noch etwas zu sagen haben, so eine oft wiederholte Forderung. Dabei fühlt sich nahezu jeder berechtigt und legitimiert – selbst der hartnäckigste Atheist, unreligiöse Politiker oder Humanist – Änderungen im Hinblick auf Glaube und Kirche vorzuschlagen und einzufordern. Wenn jedoch die Frage gestellt wird, was der Glaube und die Kirche eigentlich sind und wozu sie gebraucht werden, dann herrscht in der Regel betretenes Schweigen.

Auch innerkirchlich hat sich ein derartiger Prozess den Weg gebahnt. Ein jeder Christ, der sich als mündig versteht, ist in der Lage, Forderungen zu formulieren und sich zu Wort zu melden, aber viele – ggf. die allermeisten – sind nicht in der Lage zu sagen, wozu der Glaube und die Kirche eigentlich da sind. So hat

[1] Vortrag an der Sommerakademie Augsburg, 10. September 2022.

ein paradoxer Prozess eingesetzt. Glaube und Kirche haben für viele Christen, selbst für kirchliche Mitarbeiter, keine Bedeutung mehr und sind ihnen oft nicht einmal mehr in den Grundsätzen bekannt, so dass sie sich auch nicht damit identifizieren (können). Nach und nach haben sich vielfältige Formen eines Neuheidentums ausgebreitet. Es kennzeichnet sich dadurch, dass der Offenbarung kein normativer Charakter mehr zugesprochen wird. An dessen Stelle tritt das „Ich" als maßgebliches Kriterium. Die regula fidei, die Glaubensregel, die sich auf die Offenbarung Gottes stützt, hört auf, der Maßstab für das Leben des Christen zu sein.

Schon die Kirchenväter hatten mit derartigen Strömungen zu kämpfen. Michael Fiedrowicz hat diese Problematik im Blick auf die Kirchenväter ausführlich beschrieben. Wenn zum Abweichen von der Glaubensregel noch die verstockte Hartnäckigkeit (pertinacia) hinzukommt, dann spricht man von Häresie. Durch sie wird die bestehende Ordnung umgedreht. *„Der Häretiker verwechselt die unterschiedlichen Bereiche, indem er verbindliche Lehren (δόγματα) problematisiert, d. h. als offene Fragen (Προβλήματα) betrachtet, persönliche Ansichten hingegen dogmatisiert, d. h. zu allgemeingültigen Wahrheiten erhebt."*[2]

Dies ist heute bei vielen zur Grundhaltung geworden. Das Dogma wird weder gekannt, noch geschätzt, verbindliche Lehren werden zur Diskussion gestellt, verändert und abgelehnt, wobei die persönliche Meinung zur unverrückbaren Norm wird. An dieser Stelle wird das Problem deutlich, warum es immer schwerer gelingt, über Glaube und Kirche zu sprechen. Denn das würde voraussetzen zu wissen, worum es geht. Mit anderen Worten, die Grundlagen im Hinblick auf Glaube und Kirche müssen bekannt und akzeptiert werden, andernfalls fiele man in den Irrtum oder in die Häresie. Das Gesagte gilt noch mehr für Nicht-Christen, Humanisten oder Atheisten. Es gehört zweifel-

[2] Michael Fiedrowicz, *Theologie der Kirchenväter. Grundlagen frühchristlicher Glaubensreflexion*, Freiburg i. Br. [2]2010, 373.

los zu den schwerwiegendsten Missverständnissen unserer Zeit zu meinen, man könne über den Glauben sprechen, ohne die Fundamente des Glaubens zu kennen und anzunehmen.

Dazu gesellt sich noch eine weitere Schwierigkeit. Die zunehmende Spezialisierung, die die Moderne mit sich bringt, hat auch in der Theologie Einzug gehalten. So gibt es unzählige Erklärungen über den Glauben, aber was der Glaube ist (regula fidei) und warum er für das ewige Leben notwendig ist, wird kaum mehr deutlich und ist vielen nicht bekannt. Es geht um den Glauben der Dichter und Denker[3], um Glaubensästhetik[4], um denkenden Glauben[5], um Glauben im Kontext und gestützt auf Erfahrung[6], und vieles mehr. So wichtig es auch sein mag, diese unterschiedlichen Dimensionen des Glaubens zu erforschen, so problematisch erweist sich dies, wenn dabei der Blick auf das Wesentliche verloren geht. Dann nämlich entstünde ein Teufelskreis im wahrsten Sinn des Wortes. Wenn Forderungen nach tiefgreifenden Veränderungen vorgebracht werden, ohne die Natur dessen zu kennen, was verändert werden soll, dann können derartige Versuche nur scheitern.

Damit ist in groben Zügen die Lage vieler Christen beschrieben. Sie verfügen über viel Information, aber wenig Glaubenswissen. Ihnen ist nicht klar, was der Glaube ist und wofür die Kirche steht. Hinzu kommt, dass die Katechese weggebrochen ist und viele Themen, vor allem jene, die den Menschen unangenehm sein können, in der Verkündigung kaum mehr vorkommen. Dies betrifft vor allem die „Letzten Dinge", Himmel, Hölle und Fegefeuer. Dabei sind Glaube und Kirche nur in diesem

3 Vgl. Georg Hahn (Hg.), *Der Glaube der Denker und Dichter. Selbstzeugnisse aus zwei Jahrhunderten*, Stuttgart – Berlin 1983.

4 Peter B. Steiner, *Glaubensästhetik. Wie sieht unser Glaube aus? 99 Beispiele und einige Regeln*, Regensburg 2008.

5 Vgl. den Sammelband: Johannes Hirschberger und Johannes G. Deninger (Hg.), *Denkender Glaube. Philosophische und theologische Beiträge zu der Frage unserer Zeit nach Mensch, Gott und Offenbarung*, Frankfurt a. M. 1966.

6 Vgl. Jürgen Werbick, *Glaube im Kontext. Prolegomena und Skizzen zu einer elementaren Theologie*, Zürich u.a. 1983.

Kontext wirklich zu verstehen. So besteht das oberste Gesetz der Kirche nicht darin, Reformen durchzuführen, sich vordringlich für den Klimaschutz einzusetzen, etc., sondern – wie es das Kirchenrecht in seiner letzten Nummer formuliert – „das Heil der Seelen <muss> in der Kirche immer das oberste Gesetz sein."[7]

Nur aus dieser Perspektive wird es möglich sein, zu zeigen, welche Bedeutung der Kirche im Hinblick auf das ewige Leben zukommt. Dabei kann kein erschöpfendes Bild gezeichnet werden, vielmehr sollen jene Aspekte im Mittelpunkt stehen, die für die weiteren Überlegungen von Bedeutung sind, dabei weisen vor allem Schrift und Tradition den Weg. Daher soll in einem ersten Schritt der Blick auf das Fundament gelegt werden, wodurch Glaube und Kirche erst verständlich werden. In einem zweiten Schritt wird der Glaube im Mittelpunkt stehen, um zu erschließen, warum er für das Heil notwendig ist, bevor abschließend ein Blick auf die Kirche gerichtet wird.

1 Jesus Christus, der einzige Erlöser der Welt

Im Heiligen Jahr 2000 approbierte Papst Johannes Paul II. die Erklärung *Dominus Jesus* über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche.[8] Nach einer längeren Zeit der Beratung wurde die Veröffentlichung dieses Schreibens angeordnet, in dem Antwort auf jene Frage gegeben wird, mit der sich auch dieser Vortrag beschäftigt: die Frage nach der Heilsnotwendigkeit des Glaubens und der Kirche. In Anlehnung an zentrale Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils,[9] wurden jene Aussagen in Erinnerung gerufen, die in einer Zeit wichtig sind, in der durch den Relativismus und Pluralismus die Fundamente des Glaubens in Frage gestellt werden. Bereits in der ersten Nummer wird deutlich, worum es geht,

---

7 CIC, c. 1752.

8 Vgl. Kongregation für die Glaubenslehre, Erklärung *Dominus Jesus*, in: VASt (148), Bonn ⁴2007. Von nun an DJ.

9 Vgl. bes. LG.

dort heißt es:

> *„Bevor der Herr Jesus in den Himmel aufgefahren ist, hat er seinen Jüngern den Auftrag gegeben, der ganzen Welt das Evangelium zu verkünden und alle Völker zu taufen: ‚Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen! Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden‘ (Mk 16,15–16).“*[10]

Daraus folgert die Glaubenskongregation in Anlehnung an die hl. Schrift, das Credo, und die Tradition der Kirche, dass fest zu glauben ist,

> *dass es nur eine einzige, vom einen und dreifaltigen Gott gewollte Heilsordnung gibt, deren Quellgrund und Mitte das Mysterium der Fleischwerdung des Wortes ist, des Mittlers der göttlichen Gnade in der Schöpfungs- und in der Erlösungsordnung (vgl. Kol 1,15–20), in dem alles vereint ist (vgl. Eph 1,10), ‚den Gott für uns zur Weisheit gemacht hat, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung‘ (1 Kor 1,30).“*[11]

In dem Schreiben bestätigt das Lehramt der Kirche mit Nachdruck und in Treue zur göttlichen Offenbarung, dass Jesus Christus der universale Mittler und Erlöser ist.[12] Er ist der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte (vgl. Offb 22,13). Weil er der Sohn Gottes ist und als wahrer Mensch und wahrer Gott das Heil erwirkt hat, ist „in keinem anderen das Heil zu finden. Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen“ (Apg 4,12).

Nach dem Sündenfall hat Gott die Welt nicht sich selbst überlassen, sondern ist uns Menschen immer wieder entgegengekommen. Als die Fülle der Zeit gekommen war, sandte er schließlich seinen Sohn. Daher steht am Anfang des Glaubens keine Theorie, kein Programm oder etwa ein Buch, sondern der

---

10 DJ, 1.
11 Ebd., 11.
12 Ebd.

lebendige Gott: „Am Anfang das Kind in der Krippe und am Ende der Gekreuzigte.“[13] In Jesus Christus ist der Heilswille und Heilsweg Gottes konkret geworden. Nicht ein unbekannter Gott (vgl. Apg 17,23), wie die Athener ihn verehrten und der sich schattenhaft zeigt, öffnet den Weg in das ewige Leben, sondern der lebendige Gott, der sich als wahrer Mensch und wahrer Gott geoffenbart hat.

Dieser Gott will das Heil aller Menschen, denn er ist ein menschenfreundlicher Gott. So hat es Paulus im Brief an Timotheus dargelegt. Gott ist unser Retter, „er will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1 Tim 2,4). Dazu führt der Apostel aus: „Denn: Einer ist Gott, Einer auch Mittler zwischen Gott und Menschen: der Mensch Christus Jesus, der sich als Lösegeld hingegeben hat für alle“ (1 Tim 2,5-6). Obgleich Gott das Heil aller Menschen will und es so viele Wege zu Gott gibt, wie Menschen, hat er einen konkreten Heilsweg aufgezeigt. Es geht darum, wie Karl-Heinz Menke bemerkt, in die Inkarnation des Sohnes eingestaltet zu werden,[14] oder, um es mit den Worten des Apostels zu sagen, an Christus Anteil zu erhalten (vgl. Hebr 3,14).

Dieser für das Christsein wesentliche Aspekt wird heute selbst von vielen Christen nicht mehr verstanden. Wer sich nämlich auf den Heilsweg des lebendigen Gottes einlässt, der erhält Anteil an Gott in dem Maß, wie er sich Gott übereignet. Der Apostel Paulus formuliert die sich daraus ergebene Konsequenz im Brief an die Korinther: „Ihr gehört nicht euch selbst; denn um einen teuren Preis seid ihr erkauft worden“ (1 Kor 6,19-20). Dabei geht es keineswegs um eine Enteignung, so als ob die eigene Persönlichkeit aufhören würde zu existieren, sondern um eine Übereignung, die zur Erfüllung führt. Der Christ lebt nicht mehr für sich selbst, sondern in und für Gott. Dies hat der Apostel Paulus eindrücklich in seinem Brief an die Galater aufgezeigt, als er schrieb: „Nicht mehr ich lebe, sondern Chris-

13 Karl-Heinz Menke, *Inkarnation. Das Ende aller Wege Gottes*, Regensburg 2021, 78.

14 Vgl. ebd., 81-91.

tus lebt in mir“ (Gal 2,20). Doch wie schwer fällt dies dem modernen Christen, der unabhängig, autonom und selbstbestimmt sein will und dies als die größten Errungenschaften ansieht. Wer Christus hingegen nicht annimmt, legt einen anderen Grundstein, der nicht Christus ist. Daher steht im Zentrum des christlichen Heilswegs die Annahme Jesu Christi als einzigem Herrn und Erlöser. Um es noch einmal zu sagen, es geht darum, an Gott Anteil zu erhalten, der allein „Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6,68) hat.

Helmut Hoping schreibt*: „Da es aufgrund der Einheit Gottes und der Schöpfungsmittlerschaft Christi nur eine einzige Heilsordnung gibt, können die Religionen auch nicht als gleichwertige Heilswege angesehen werden. Rettung und Heil gibt es am Ende nur durch Jesus Christus (extra Christum nulla salus), in dem Gott sich den Menschen endgültig geoffenbart hat.“*[15] Dies ist eine logische Konsequenz, die sich aus der Offenbarung Gottes ableitet. Wenn Gott Gott ist, der sich in Jesus Christus uns Menschen geoffenbart hat, dann ist diese Offenbarung normativ und absolut, sie entspricht der Eigenart des sich offenbarenden Gottes. Denn Gott hat sich ein für alle Mal für uns geheiligt (vgl. Hebr 10,10).[16] Kreuz und Auferstehung verleihen dem Gesagten eine ganz neue Bedeutung, beide sind untrennbar miteinander verbunden und zeigen, wie weit Gott gegangen ist, um uns das Heil zu schenken. So ist der Auferstandene immer auch der Gekreuzigte, wobei der Glaube an die Auferstehung zum entscheidenden Kriterium für den Glauben wird.[17] Denn ist „Christus nicht auferweckt worden, dann ist unsere Verkündigung leer, leer auch euer Glaube“ (1 Kor 15,14).

Hier wird die Grundstruktur dessen sichtbar, worum es im

---

15 Helmut Hoping, *Jesus aus Galiläa – Messias und Gottes Sohn*, Freiburg i. Br. 2019, 324.

16 Dazu vgl. die Abhandlung von: Jean Plagnieux, *Heil und Heiland. Dogmengeschichtliche Texte und Studien*, Freiburg in der Schweiz 1969.

17 Hilfreich dazu sind die Ausführungen von: Leo Scheffczyk, *Auferstehung – Prinzip Christlichen Lebens*, Einsiedeln 1976, 223-226.

Glauben gehen muss: die Annahme Jesu Christi, wobei die Offenbarung Gottes jene Orientierung schenkt, die für die Annahme Jesu Christi notwendig ist. Gerhard Ludwig Müller hat dies auf den Punkt gebracht, wenn er schreibt: *„Gott schafft nicht nur hie und da ein wenig Heil und Wahrheit, sondern er ist in Jesus Christus das Heil und die Wahrheit eines jeden Menschen."*[18] Gott hat uns alles gegeben, damit wir das ewige Leben erlangen können, aber er zwingt uns nicht dieses Geschenk anzunehmen, er lädt uns ein. Der hl. Augustinus hat dies wie folgt ausgedrückt: *„Gott, der dich ohne dich geschaffen, rettet dich nicht ohne dich."*[19] Die Annahme des Heils geschieht im Glauben an den sich offenbarenden Gott. Was dies bedeutet, soll in einem zweiten Punkt gezeigt werden.

2 Der Glaube, notwendig für das Ewige Leben

Der Glaube ist keineswegs bloße Theorie, sondern kann als „Wende" bezeichnet werden, die das Leben gänzlich verändert. Der Schwerpunkt der Existenz verlagert sich vom eigenen „Ich" auf das „Du" Gottes, dem sich der Gläubige zuwendet. Papst Benedikt XVI. hat dies in seiner ersten Enzyklika auf eindrucksvolle Weise beschrieben: *„Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt."*[20] Weil Bilder sich leichter ins Gedächtnis einprägen und hilfreich sind, Sachverhalte zu verstehen, soll auf eine Erzählung zurückgegriffen werden, die von Prof. Menke verwendet wurde.

Er beschreibt, wie sich zwei kleine Jungen zu einer unerlaubten Expedition aufmachten. Sie ignorierten die Verbots-

18 Gerhard Ludwig Müller (Hg.), *Die Heilsuniversalität Christi und der Kirche. Originaltexte und Studien der römischen Glaubenskongregation zur Erklärung „Dominus Jesus"*, Würzburg 2003, 7-9, hier: 8.

19 Augustinus, Sermo, 169, 13, in: PL 38, 923.

20 Benedikt XVI., Enzyklika *Deus caritas est*, in: VASt (171), Bonn ^{7}2014, 1.

schilder und kletterten über eine baufällige Treppe auf eine marode Mauer. Als sie oben auf der Mauer angelangt sind, passiert, was passieren musste: die Treppenstufen stürzen hinter ihnen ein. Die beiden Jungen sind auf der Mauer gefangen und rufen um Hilfe. Schließlich kommt ein kräftiger Mann, breitet seine Arme aus und ermuntert sie, zu springen. Einer der Jungen erkennt in dem Mann seinen Vater und springt sogleich, er vertraut ihm und landet sicher in seinen Armen. Der zweite Junge springt nicht, er zweifelt, ob der Mann stark genug sei, obwohl er gesehen hat, dass sein Freund heil und sicher unten angekommen ist. Menke folgert daraus: *„Denn Glauben ist mehr als Wissen. Glaube verdankt sich der Liebe. Glaube ist ein Geschenk."*[21]

Damit wird deutlich, dass zwei Elemente für den Glauben konstitutiv sind. Zum einen die Offenbarung Gottes und die Antwort des Menschen auf Gott, der sich geoffenbart hat. Gott streckt uns gleichsam seine Hände entgegen, damit wir Anteil an ihm erlangen, um das ewige Leben zu haben. So heißt es in der Enzyklika über den Glauben *Lumen fidei*: *„Der Glaube ist die Antwort auf ein Wort, das eine persönliche Anrede ist, auf ein Du, das uns bei unserem Namen ruft."*[22] Von Seite des Menschen geht es vornehmlich darum, Jesus Christus als Heiland und Erlöser im eigenen Leben anzunehmen. Nicht mehr sich selbst zu leben, sondern sich in die Arme Gottes fallen zu lassen. Zum anderen ist der Glaube Geschenk, theologisch mit „Gnade" übersetzt. Gott will uns beschenken, weil er das Heil aller will. Wann immer es um den Glauben geht, müssen diese beiden Dimensionen in ihrer untrennbaren Einheit gesehen werden. Dieses „in die Arme Gottes fallen lassen", womit der Glaubensakt beschrieben wird, muss an dieser Stelle noch etwas präzisiert werden.

---

21 Karl-Heinz Menke, *Die Sakramentalität des Glaubens. Eine Relecture von Henri de Lubacs „Catholicisme"*, in: Markus Graulich und ders. (Hgs.), *Fides incarnata. FS zum 65. Geburtstag von Rainer Maria Cardinal Woelki*, Freiburg i. Br. 2021, 542-483, hier: 545.

22 Franziskus, Enzyklika *Lumen fidei*, in: VASt (193), Bonn 2013, 8.

Die Annahme Gottes ist untrennbar an das Bekenntnis geknüpft, durch das die Offenbarung objektiv ausgesagt wird. So sind der objektive Glaubensinhalt (fides quae) und die Annahme Gottes im eigenen Leben (fides qua) zwei Seiten einer Medaille,[23] so wie Jesus Christus und seine Lehre nicht voneinander zu trennen sind. Die Nicht-Annahme Gottes oder die Ablehnung dessen, was er geoffenbart hat, disqualifizieren den Gläubigen als Gläubigen. Daher kann niemand anonym „glauben", schließlich würde dadurch sowohl der freie Wille des Menschen als auch die Offenbarung Gottes verkannt. Das personale Bekenntnis zum Herrn ist konstitutiv für den Glauben. Wer sich nicht – um noch einmal auf das zuvor verwendete Bild zurückzukommen – in die Arme Gottes fallen lässt, der kann nicht gerettet werden. Passivität genügt genauso wenig wie der Zweifel. Das Markusevangelium stellt dies in aller Deutlichkeit dar: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden" (Mk 16,16). Im Glauben geht es vornehmlich um die Annahme Jesu Christi im eigenen Leben, wozu untrennbar die Annahme der Offenbarung Gottes gehört.

An dieser Stelle wird deutlich, dass ein rein formales Bekenntnis zu Jesus Christus nicht genügt; nicht ohne Grund wandte sich der Herr gegen das Lippenbekenntnis der Pharisäer. Um es noch einmal zu sagen: Der Glaube ist die Antwort des Menschen auf Gott und daher muss er sich im Leben des Einzelnen widerspiegeln und bewähren. So heißt es im selben Johannesbrief: *„Wir wollen einander lieben; denn die Liebe ist aus Gott und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist Liebe" (1 Joh 4,7-8).* Die Gebote Gottes und deren Einhaltung im

[23] An dieser Stelle kann keine ausführliche Abhandlung über den Glauben erfolgen. Dazu vgl. die bereits angeführte Enzyklika Lumen fidei. Oder auch: Donath Hercsik, *Der Glaube. Eine katholische Theologie des Glaubensaktes*, Würzburg 2007.

Leben der Gläubigen spiegeln erneut diese Doppelstruktur des Glaubens wider. Durch sie erhält der Gläubige Orientierung und Anleitung, um den Weg des Lebens zu gehen, das zu Gott führt.

Nummer 1816 des Katechismus der Katholischen Kirche führt daher an: *„Der Dienst und das Zeugnis für den Glauben sind heilsnotwendig. ‚Wer sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verleugnen' (Mt 10,32-33).‟*[24] Wenn der Glaube des Menschen Antwort an Gott ist, der sich uns schenkt und uns dadurch den Weg zum ewigen Leben erschließt, dann wird deutlich, warum der Glaube für das Heil notwendig ist. Wer sich nicht in die liebenden Arme Gottes begibt, die er, wie wir im Glaubensbekenntnis bekennen, am Kreuz für uns Menschen und zu unserem Heil ausgebreitet hat, der lehnt das Heil ab. Nach den bereits zuvor gemachten Ausführungen wird deutlich, dass sich dieses Bekenntnis im Leben des Gläubigen widerspiegeln muss, vor allem in der Treue zu Gottes Geboten.

Der Umfang dieser Ausführungen erlaubt es nicht, auf die vielen Diskussionen einzugehen, die durch alle Jahrhunderte hindurch dieses Thema begleitet haben. Vereinfachend lassen sich zwei große Strömungen ausmachen: auf der einen Seite die Position des Origenes, der eine Art Allerlösungslehre (Apokatastasis) vertreten hat, die kirchlich verurteilt wurde. Auf der anderen Seite die Position des hl. Augustinus, der von einer massa damnata ausging, wonach ein Großteil der Menschen ewig verloren gehe.[25] Heute überwiegt eine Position, die sich in eine gewisse Nähe des Origenes verorten lässt, wobei jedoch gewöhnlich eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem

---

24 KKK 1816.

25 Dazu vgl. die Ausführungen von Karl-Heinz Menke, *Die Sakramentalität des Glaubens*, bes. 481-483.

Thema ausbleibt. An dieser Stelle lässt sich abschließend festhalten, dass der Glaube – als Antwort des Menschen auf Gott – für das Heil notwendig ist.

2 Die Kirche – Gemeinschaft des Heils

Eine der zentralsten Beschreibungen über Wesen und Natur der Kirche findet sich in der ersten Nummer der Dogmatischen Konstitution über die Kirche Lumen gentium. Dort heißt es: *„Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit."*[26] Weil Gott das Heil aller Menschen will, so hat er dafür ein „Werkzeug" eingesetzt, mit dessen Hilfe das Heil erreicht werden kann: die Kirche.

Sie ist nicht eine Institution in funktionaler Perspektive, sondern vornehmlich ein sakramentales Werkzeug, eine sichtbare Wirklichkeit, durch die unsichtbare Gnade gespendet und Heil vermittelt wird.[27] Auch dies wird heute kaum mehr verstanden, weil eine funktionale Sichtweise dominiert. Daher ist es hilfreich, auch an dieser Stelle auf ein Bild zurückzugreifen. Bereits die Kirchenväter haben die Kirche mit der Arche verglichen, um ihre Bedeutung zu erklären. So wie Noah und seiner Familie durch die Arche Rettung und Heil zuteilwurde, so den Menschen durch die Kirche. In seinem Kommentar zu *Dominus Jesus* führt Nicola Bux an: *„Die Kirche bringt das Heil, indem sie diesem allgemeinen Bemühen [eines jeden Menschen] entgegen kommt, als »universales Sakrament« oder sichtbares Zeichen, das heißt als Werkzeug des in der Welt gegenwärtigen*

---

26 LG 1.

27 *Henri de Lubac hat darauf hingewiesen, dass drei Dimensionen wesentlich zum Kirche-Sein zusammengehören. Er verweist auf die historische, sakramentale und kirchliche Größe, die in Einklang zu bringen sind und doch unterschieden werden müssen.* Vgl. Henri de Lubac, *Corpus Mysticum. Kirche und Eucharistie im Mittelalter. Eine historische Studie*, Einsiedeln 1969, 314.

Gottes, als Leib Jesu Christi, der ihm, seinem Haupt, ständig neue Mitglieder zuführt.“[28] Dies geschieht zunächst durch die Taufe, durch die – vergleichbar mit der Flut – die Schuld der Sünden abgewaschen wird. Und dennoch bedeutet dies keineswegs einen Heilsautomatismus, so als ob – einmal getauft – das Heil bereits sicher wäre. Das Sakrament ist von Jesus Christus eingesetzt und führt zu ihm, dies ist kein formeller, sondern vor allem ein personaler Akt.[29]

Neben dem Glauben, ist aber auch die Kirche für das Heil notwendig, denn sie ist die Arche, durch die Rettung und Heil zuteilwird. Dieses Thema ist über die Jahrhunderte immer wieder kontrovers diskutiert worden, es erhielt neue Brisanz in der Reformation und in der Neuzeit, besonders vor dem Hintergrund des Religionspluralismus. Der Anspruch auf Heilsausschließlichkeit und Exklusivität wurde mehr und mehr zurückgedrängt. Alle Religionen schienen Wege zu ein und demselben Ziel zu sein, zumal Gott das Heil aller Menschen will. Haben sich nicht die Bedingungen verändert, so wurde gefragt? Wie verhält es sich mit den Menschen anderer Kontinente, die von Jesus Christus und der Kirche nichts gehört haben? Kann die Kirche heute noch als einzige Arche bezeichnet werden, vor allem in dem oben angeführten Sinn? Eine Antwort auf diese Fragen, würde eine ausführliche Untersuchung voraussetzen, die aber hier nicht erfolgen kann. Daher sollen lediglich die großen Linien aufgezeigt werden, die eine Antwort ermöglichen, auch auf die Gefahr hin, die komplizierten Sachverhalte sehr zu vereinfachen.

Der Lehrsatz „Außerhalb der Kirche kein Heil“ (extra Eccle-

---

28 Nicola Bux, *Wir beten an, was wir kennen (Joh 4,22): Wahrheit, Kirche, Erlösung,* in: Gerhard Ludwig Müller (Hg.), *Die Heilsuniversalität Christi und der Kirche. Originaltexte und Studien der römischen Glaubenskongregation zur Erklärung „Dominus Jesus“*, Würzburg 2003, 118-129, hier: 122.

29 Dazu vgl. den Beitrag von: Thomas Marschler, *Wieviel Glauben braucht das „Sakrament des Glaubens“?*, in: Markus Graulich/Karl-Heinz Menke (Hg.), *Fides incarnata*, Freiburg i. Br. 2021, 17-49.

siam nulla salus) wurde über die Jahrhunderte immer wieder zum Ausgangspunkt von Diskussionen und lebhaften Auseinandersetzungen. Papst Pius IX. hatte in seiner Enzyklika *Quanto conficiamur moerore* 1863 unterstrichen, dass „nämlich niemand außerhalb der katholischen Kirche gerettet werden kann und dass diejenigen, die der Autorität und den Definitionen derselben Kirche trotzig widerstehen und von der Einheit dieser Kirche und vom Römischen Bischof, dem Nachfolger des Petrus, dem vom Erlöser die Wache über den Weinberg übertragen wurde, hartnäckig getrennt sind, das ewige Heil nicht erlangen können."[30] In den päpstlichen Ausführungen wird die Kirche als Arche des Heils bezeichnet, durch die Rettung und Erlösung gewährt wird. Wer sich nicht auf der Arche befindet, wird von den Wassern des Todes hinweggespült.

Auch wenn an dieser Stelle auf die komplexe Frage nicht näher eingegangen werden kann, was mit jenen Menschen passiert, die in Unkenntnis der wahren Religion leben und ohne eigene Schuld nichts von der Kirche wissen, so soll doch jene Antwort Erwähnung finden, die die dogmatische Konstitution *Lumen gentium* gibt:

> *„Wer nämlich das Evangelium Christi und seine Kirche ohne Schuld nicht kennt, Gott aber aus ehrlichem Herzen sucht, seinen im Anruf des Gewissens erkannten Willen unter dem Einfluss der Gnade in der Tat zu erfüllen trachtet, kann das ewige Heil erlangen. Die göttliche Vorsehung verweigert auch denen das zum Heil Notwendige nicht, die ohne Schuld noch nicht zur ausdrücklichen Anerkennung Gottes gekommen sind, jedoch, nicht ohne die göttliche Gnade, ein rechtes Leben zu führen sich bemühen."*[31]

Zwei Nummern zuvor wird in der gleichen Konstitution bestätigt:

> *„Darum könnten jene Menschen nicht gerettet werden, die um die katholische Kirche und ihre von Gott durch Christus gestiftete Heilsnotwendigkeit wissen, in sie aber nicht eintre-*

30 Pius IX., Enzyklika *Quanto conficiamur moerere*, 10.8.1963, in: DH 2867.

31 LG 16.

ten oder in ihr nicht ausharren wollten […]. Nicht gerettet wird aber, wer, obwohl der Kirche eingegliedert, in der Liebe nicht verharrt und im Schoße der Kirche zwar ‚dem Leibe', aber nicht ‚dem Herzen' nach verbleibt."[32]

Damit sind wesentliche Aussagen angeführt, die sich in das zuvor Gesagte einreihen. Um dies besser zu verstehen, soll das Bild von der Arche in eine weiterführende Perspektive eingeordnet werden, die Joseph Ratzinger in einem Beitrag skizziert. Die Arche ist aus Holz gebaut, sie schützt vor den bedrohlichen Wassermassen. Dieses Holz deutet auf das Holz des Kreuzes hin, das zur rettenden Planke für die Menschheit wird, die durch die Sünde Schiffbruch erlitten und das Paradies, die von Gott vollendet geschaffene Ordnung, verloren hatte. Das Heil kommt von Gott, aber durch die Kirche, wodurch sie zum Sakrament des Heils wird.[33] So lohnend es auch wäre, den Ausführungen Ratzingers weiter zu folgen, so lässt es der zeitliche Rahmen nicht zu. Dennoch lassen sich zwei Elemente ausmachen, die das Verständnis erhellen.

Zum Glauben gehört zunächst eine personale Komponente, die in der Annahme Jesu Christi (fides qua) ihren vornehmlichen Ausdruck findet, nur so wird dem Menschen Heil, und erfährt er Rettung und Erlösung. Und doch kann – so betont *Lumen gentium* – derjenige nicht gerettet werden, der in der Liebe nicht verbleibt. Wenn der Glaube allein von der (subjektiven) Annahme Jesu Christi abhängen würde, wäre der Christ leicht Täuschungen ausgesetzt, zumal seit der Erbsünde niemand die Liebe vollkommen hat (vgl. Röm 3,23). Die Natur des Menschen ist geschwächt und diese Schwäche zeigt sich in der Sünde, die das Zeugnis des Glaubens verdunkelt. Weil also das eigene „Ich" geschwächt ist, braucht es das „Du" Gottes,

---

[32] LG 14.

[33] Vgl. Joseph Ratzinger, *Kein Heil außerhalb der Kirche?*, in: JRGS 8/2, Freiburg i. Br. 2010, 1051-1077, hier bes. 1054. *Joseph Ratzinger zeigt in seinem Artikel die historische Entwicklung auf, in der sich diese Fragstellung entwickelt hat.*

um heil zu werden. Die Subjektivität des Eigenen, so gut diese auch gemeint sein kann, trägt nicht, es braucht eine objektive Größe, um nicht in die Irre zu gehen.[34] Dafür steht die Kirche. An dieser Stelle wird deutlich, warum sie „Sakrament des Heils“ ist und demzufolge für das Heil notwendig. Die Kirche tritt in den Stellvertreterdienst Christi, in seine Liebestat ein, wodurch der Menschheit Erlösung und Rettung zuteilwird.

Das Gesagte lässt sich mit einem Blick auf das Bußsakrament verdeutlichen, das sich in Ländern deutscher Sprache heute keiner großen Beliebtheit erfreut. Nicht wenige Christen meinen, sie könnten auf dieses Sakrament verzichten und den Herrn auch so um Vergebung bitten. Dies scheint auf den ersten Blick angenehmer und bequemer zu sein, aber in Wirklichkeit führt es in die Sackgasse. Natürlich kann man auch „für sich“ um Vergebung bitten, aber dieses „für sich“ bleibt immer im Subjektiven befangen. Schon den Juden war bewusst, dass die Subjektivität des Eigenen keinen Ausweg bietet, um die Last der Sünden abzustreifen, schließlich kann kein Mensch Sünden vergeben. Das Beichtsakrament hingegen gewährt „objektiv“ Vergebung, wenn die Bedingungen von Seiten des Pönitenten – die mit der subjektiven Dimension zusammenfallen – erfüllt werden. Dies kann durch keinen Psychologen ersetzt werden, die lediglich die Subjektivität des einzelnen bestätigen können, aber keinen wirklichen Ausweg bieten. Die Kirche tritt, dies wird beim Beichtsakrament überdeutlich, in den Stellvertreterdienst Christi. Der Priester spricht in persona Christi die tröstlichen Worte: „Ich spreche dich los von deinen Sünden.“ Damit ist die Kirche Werkzeug und Gemeinschaft des Heils.

Diese Mission führt die Kirche weiter bis zum Ende der Zeit.[35] Daraus erwächst auch der kirchliche Missionsauftrag, zu

---

34 Vgl. ebd., 1069-1073.

35 Vgl. ebd., 1074.

allen Völkern zu gehen, sie zu taufen, um sie teilhaftig werden zu lassen an der rettenden Arche. Dies wird jedoch nur gelingen, wenn die Menschen auch lernen, alles zu befolgen, was Christus geboten hat (vgl. Mt 28,20). Daran zu erinnern und zu ermahnen ist die Hauptaufgabe der Kirche, so wird sie zur rettenden Arche und ist für das Heil notwendig.

Schlussgedanke

An dieser Stelle müssen die Ausführungen zum Ende kommen, auch wenn vieles nur angedeutet werden konnte. Dennoch kristallisieren sich die großen Argumentationslinien heraus, durch die eine Antwort auf die eingangs gestellte Frage, ob der Glaube und die Kirche für das Heil notwendig sind, gegeben werden kann.

Die Kirchengeschichte ist gekennzeichnet von einem kontinuierlichen Ringen um das richtige Verständnis von Glaube und Kirche. Dabei wurden über die Jahrhunderte unterschiedliche Akzente gesetzt, was nicht nur legitim, sondern auch der jeweiligen Zeit geschuldet ist. In den letzten Jahrzehnten wurde die „Wir-Dimension" von Glaube und Kirche besonders akzentuiert, manchmal ist gar der Eindruck entstanden, als ob „Wir" die Kirche konstituieren. Da diese Aussage auch missverstanden werden kann, muss eine Erläuterung hinzugefügt werden. Zweifellos ist die Kirche eine Gemeinschaft von Gläubigen und niemand glaubt allein. Und doch ist die Annahme Christi, seiner Offenbarung und seiner Gebote das Kriterium, um in der Gemeinschaft der Kirche zu verbleiben. Der Christ wird zum Christen, indem er Christus annimmt. Durch eine Überbetonung des „Wir", dies zeigt sich beispielsweise bei der falschen Übersetzung des Wortes „Credo" mit „Wir glauben", trat zunehmend die personale Glaubensentscheidung in den Hintergrund. Die Absicht mag löblich gewesen sein, führte aber zu einer Verkürzung des Eigentlichen.[36] Wenn das „Wir" nicht

[36] Dieser Richtung ist auch Joseph Ratzinger in seinen Ausführungen gefolgt.

mehr vom Bekenntnis des einzelnen zum lebendigen Gott gedeckt ist – dies ist heute zweifellos oft der Fall – dann verflüchtigt sich das „Wir". Es wird entweder zur unbestimmten Größe, die für alles und jeden steht, oder es wird von einer Gruppe für sich vereinnahmt, unterliegt dann jedoch einer gewissen Willkür. Dies kann zur Folge haben, dass eine Gruppe – sei es ein Zentralkomitee, eine Bischofskonferenz, eine Synode, ein Pfarrgemeinderat, die Medien, etc. – neue Glaubensinhalte definieren und jedem, der nicht bereit ist, dieses neue „Wir" anzunehmen, das Kirche-Sein abspricht. Der Vorwurf wird erhoben, man spalte, wenn man nicht das neue, der kirchlichen Lehre widersprechende „Wir" annimmt. Wo immer dies geschieht, werden Gläubige in die Irre geführt, weil die Kirche aufhören würde, Instrument des Heils zu sein, was sie nur dann ist, wenn sie von Christus her verstanden wird. Sollte dann noch das „Wir" inklusivistisch gedeutet werden, dann würde der Missionsauftrag der Kirche zum Erlöschen kommen. Dies ist zweifellos vielerorts geschehen und bedarf einer dringenden Korrektur, um dem Glauben, wie auch der Kirche, die je eigene Bedeutung wieder zukommen zu lassen.

Der Glaube zusammen mit den Sakramenten – die alle Sakramente des Glaubens sind – ist die Grundlage für die Gemeinschaft in der Kirche. Durch den Glauben antwortet der Christ auf Gott und wird seiner teilhaftig. Daher steht am Anfang nicht das „Wir", sondern das göttliche Wort. Daran gilt es, teilhaftig zu werden, es im Geist und in der Wahrheit anzunehmen. Nicht nach eigenem Gutdünken, sondern objektiv vermittelt durch die Kirche. Sie wird auf diese Weise zur Arche, die rettet und durch die uns Heil gespendet wird. Dann und nur dann ist die Kirche „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Verbindung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit."[37]

[37]Vgl. LG 1.

Predigten

1. Lesung: Apg 2, 1-11
Evangelium: Joh 15,26-16.3.12.-15

Das Sprachenwunder heute
Predigt

Eröffnungsmesse zur Theol. Sommerakademie in Augsburg, am 7.9.2022, in St. Ulrich und Afra

Markus Hofmann

Liebe Schwestern und Brüder,

Jesus hat den Aposteln den Heiligen Geist als besonderen Beistand versprochen. Am Pfingstfest kam dann der Heilige Geist.
In der Lesung aus der Apostelgeschichte haben wir das Pfingstgeschehen sehr anschaulich vor unser geistiges Auge geführt bekommen: ein mächtiges Brausen erregte die Aufmerksamkeit ganz Jerusalems; der Heilige Geist kam in Feuerzungen auf die ersten Christen herab; und zum Zeichen ihrer Geisterfülltheit ereignete sich das Wunder der Verständigung über alle Sprachgrenzen hinweg.
Es ist zweifellos sehr bemerkenswert, was damals geschehen ist. Aber lässt uns dieser Bericht nicht auch ein wenig ratlos, wenn wir ihn hören?

Wo ist der Heilige Geist heute? – Es scheint so, als hätte er sich verflüchtigt. Wo können wir heute sein Wehen und Wirken erkennen? In der Kirche, bei uns selbst?

Was würden Sie jemandem antworten, der Sie fragt: „Du hast doch auch den Heiligen Geist empfangen (in der Taufe und der Firmung); warum sprichst Du denn nicht in allen Sprachen?“ Eine solche Frage muss gar nicht böse gemeint sein; sie kann auch der ehrlichen Absicht entspringen, zu erfahren, ob denn der Heilige Geist wirklich noch da ist. Oder ist er uns, wie manche Kritiker meinen, im Laufe der letzten 2000 Jahre in der Kirche irgendwie abhanden gekommen?

Halten wir mit der Lesung aus der Apostelgeschichte nur die Erinnerung an ein weit zurückliegendes, irgendwie merkwürdiges Ereignis wach, das sich da in Jerusalem 50 Tage nach Ostern abgespielt hat? Oder hat dieses Geschehen etwas mit unserem, mit meinem Leben heute zu tun?

Liebe Schwestern und Brüder,

in der Präfation gleich heißt es: „Deine Vorsehung waltet über jeder Zeit; in deiner Weisheit und Allmacht führst du das Steuer der Kirche. Im Heiligen Geist kann sie allzeit auf deine Hilfe vertrauen.“

Es ist also die Überzeugung der Kirche, dass das Kommen des Heilige Geistes damals vor 2000 Jahren bis heute spürbare, wirksame Konsequenzen hat.

Das Pfingstfest damals kennt in der Perspektive des Glaubens keinen Abend; denn seine Sonne, die Liebe zwischen Vater und Sohn, die der Heilige Geist ist, diese Sonne kennt keinen Untergang!

Alle Jahrhunderte der Kirchengschichte sind ein einziges pfingstliches Heute: Auch heute kommt der Heilige Geist herab; auch heute erregt sein Brausen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit; auch heute geschieht das Wunder der Verständigung in allen Sprachen.

Dass damit keineswegs zu viel behauptet wird, belegt die Antwort, die bereits im 6. Jh. ein Christ auf die eingangs gestellte Frage gegeben hat:

„Wenn dich jemand fragt, warum du, der du doch den Heiligen Geist erhalten hast, nicht in allen Sprachen redest, dann" – so schreibt dieser antike Autor –, „dann antworte: ‚Ich bin eingefügt in jenen Leib Christi, der die Kirche ist. Und sie spricht in allen Sprachen!' "

Liebe Schwestern und Brüder,

in allen Erdteilen der Welt, in allen Sprachen der Völker betet die Kirche heute. Die hl. Schrift ist in 500 Sprachen übersetzt. Damit ist sie das meistübersetzte und meist verbreitetste Buch der Welt.

In China gibt es heute bereits nach vorsichtigen Schätzungen über 100 Millionen Christen, trotz der schwierigen politischen Bedingungen. Das sind mehr als die 95 Millionen Mitglieder der kommunistischen Partei Chinas.

Täglich werden dort buchstäblich tausende Menschen getauft; trotz der massiven und zunehmenden Einschränkungen für die Christen. Ganz ähnlich, wie es am Ende der Pfingstpredigt in Jerusalem berichtet wird.

Der Heilige Geist ist also während der 2000-jährigen Geschichte der Kirche nicht verloren gegangen. Einige Glieder der Kirche haben ihn verloren oder sein Wirken mit ihren Sünden verdunkelt; das war leider der Fall und kann jedem von uns auch heute geschehen.

Aber das Wirken des Heiligen Geistes hält unvermindert an in jenen Gliedern der Kirche, die lebendig sind.

Und diese Realität wird auch heute wahrgenommen. Der Papst ist nicht nur für die Katholiken, sondern für die gesamte Weltöffentlichkeit das personifizierte Gewissen. Es ist wahr: Leider hören nicht alle auf dieses Gewissen; aber keiner kann heute sagen, er würde diese Stimme nicht kennen.

Und zeigt nicht auch so manche Aufregung und Gereiztheit über die Botschaft der Kirche hierzulande, dass sie damit wirklich wunde Punkte berührt?
Auch damals in Jerusalem kamen nicht alle zum Glauben an Christus, trotz der eindrucksvollen Predigt der Apostel.
Aber die ganze zusammengeströmte Menge hörte sie, und dreitausend ließen sich noch am gleichen Tag taufen. Zu diesen sind seitdem Tausende und Abertausende hinzugekommen.

Wer in unseren Tagen einmal die ermutigende Erfahrung gemacht hat, die Weltkirche live zu erleben, z.B. bei einer Heiligsprechung in Rom oder bei einem Weltjugendtag mit ein- bis zwei- oder noch mehr Millionen Jugendlicher, der weiß, wie viele Zungen der Heilige Geist heute auf einen Schlag zum Sprechen bringen kann.

Im Erzbistum Köln gibt es rund 330.000 Katholiken, die eine andere Muttersprache als Deutsch haben. In mindestens 25 dieser Sprachen beten diese Brüder und Schwestern täglich zu unserem gemeinsamen Vater im Himmel. In der katholischen Kirche gibt es keine Ausländer, weil wir alle zu der einen Familie Gottes zählen.

Der Heilige Geist wirkt aber nicht nur im sichtbar Großen und Aufsehenerregendem. Sein Bild ist sowohl das gewaltige Brausen wie auch der zarte Hauch, den der erste Mensch als Lebensatem erhielt.

Wie der Geist Gottes am Anfang über den Wassern der noch ungeordneten Schöpfung schwebte und das Chaos zum Kosmos machte, wie der Geist damals als Schöpfer und Lebensspender tätig war, so ist er seit Pfingsten dabei, die neue Schöpfung heraufzuführen und das neue Leben zu spenden.

In jeder Taufe schafft er einen übernatürlichen Kosmos in der Seele des Menschen.

In jeder Beichte erreicht unser verwundetes Herz der göttliche Hauch, mit dem Christus am Ostertag den Aposteln die heilende Kraft zur Sündenvergebung mitgeteilt hat.

In jedem Gebet, das wir ehrlichen Herzens sprechen, redet der Heilige Geist in dieser oder jener Sprache, die wir gebrauchen. Er spricht durch uns, mit uns und in uns. Und wer diesen Geist in seinem Herzen trägt, der ist dadurch mit jedem Gebet eines anderen Christen verbunden. Denn wir alle sind Glieder des einen Leibes, der einen Kirche, in der der Heilige Geist das Lebensprinzip ist, die Seele, durch die alle Glieder miteinander verbunden sind.

Jedem Glied der Kirche kommt dann jede Feier der hl. Messe, die irgendwo auf dieser Erde in irgendeiner der vielen Sprachen gefeiert wird, zugute.

Aus all diesen Gründen ist das Pfingstgeschenk solange lebendig, wie auch nur ein Glied der Kirche auf dieser Erde vom Heilige Geist erfüllt ist.

Am ersten Tag waren es zunächst 120 und dann kamen 3000 hinzu. Keiner von uns weiß genau, wie viele es heute sind. Das zu wissen, ist auch gar nicht nötig. Entscheidend ist, dass wir dazugehören. Amen.

Mit Maria das Leben meistern

Predigt zur Abschlussmesse in der Basilika St. Ulrich und Afra
am 7. September 2022

Ralph Weimann

Liebe Mitbrüder,
Liebe Brüder und Schwestern im Herrn,

In diesen Tagen wurden auf der 29. Theologischen Sommerakademie Überlegungen zum Thema „Die Welt braucht Gott und die Zeugen aus dieser Kirche“ angestellt. Schon im Titel kommt zum Ausdruck, worauf es ankommt, wenn man Christ sein möchte: der Christ braucht Gott, er weiß sich als Bedürftiger, er versteht sich als Bettler vor Gott, von dem er alles erhofft, da Er alles in allem ist (vgl. 1 Kor 15,28).

Voraussetzung dazu ist die Haltung des Gläubigen, nicht primär auf sich selbst zu vertrauen, sondern auf Gott; nicht zuerst auf die eigenen Fähigkeiten und Talente zu setzen, sondern diese in den Dienst Gottes zu stellen. Nur wenn wir vor Gott klein und schwach sind, können wir uns von Ihm beschenken lassen und werden mit Ihm stark (vgl. 2 Kor 12,5). Eine solche Grundhaltung, notwendig um Christ sein zu können, ist heute sehr unpopulär. Wir wollen die Dinge selbst in die Hand nehmen, wir wollen bestimmen und nach eigenen Kriterien selbst ent-

scheiden. So können wir sicher vieles erreichen, aber so können wir nicht Christ sein. Denn Christ wird man, indem man Jesus Christus annimmt, indem man den „neuen Menschen“ anzieht, der in Heiligkeit und Gerechtigkeit geschaffen ist (vgl. Kol 3,10).

Genau das hat die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria in ihrem Leben getan. Sie hat sich als die Magd (wörtlich sogar „Sklavin“) des Herrn bezeichnet und war es auch. Damit hat sie nichts von ihrer Würde eingebüßt, sondern im Gegenteil, ihre Würde wurde erhoben, weil sie sich ganz von Gott empfing. So wird sie mit Recht als Königin der Apostel verehrt. Dies spiegelt sich im Magnifikat eindrucksvoll wider, in dem sie besingt, dass der Mächtige Großes an ihr getan hat (vgl. Lk 1,49), was nur möglich wurde, weil sie sich als Magd des Herrn verstand.

Im Gegensatz dazu wollen heute viele – auch Christen – aus eigener Kraft und Anstrengung groß sein, sie folgen den eigenen Maßstäben und dem Zeitgeist, sie meinen gar die Lehre Jesu Christi verändern zu können; doch gerade so lassen sie Christus – der Lehre und Sein in einem ist – hinter sich. Man möchte Christ sein, ist aber nicht bereit, Christus anzunehmen. So wird das Salz schal, es verliert seinen Geschmack, wird weggeworfen und wird von den Leuten zertreten (vgl. Mt 5,13). Genau dies erleben wir zurzeit.

Auf der Theologischen Sommerakademie wurden dagegen andere Akzente gesetzt, was auch durch diese Abschlussmesse zu Ehren der Muttergottes zum Ausdruck kommt. Maria wurde klein vor den Menschen, um groß zu sein mit Gott. Diese marianische Perspektive ist von größter Bedeutung, mit ihrer Hilfe lässt sich auch der Sinn der Lesungen des heutigen Tages erschließen.

1 Niedrigkeit vor Gott ist das Maß der Gnade

Wenn Außenstehende die Debatten verfolgen, mit denen sich Christen in deutschen Landen beschäftigen, dann erhalten sie

den Eindruck, es handele sich um einen Debattierklub, in dem – im wahrsten Sinne des Wortes – über alles gestritten wird und werden darf. Es wird so heiß diskutiert, dass längst das Maß abhanden gekommen zu sein scheint, worum es eigentlich in der Kirche geht. Doch Jesus Christus ist nicht Mensch geworden, hat gelitten, ist am Kreuz gestorben und von den Toten auferstanden, damit wir Christen uns unseren Glauben nach vermeintlichen Mehrheiten selbst zusammenbasteln. Vielmehr hat Er all das getan, um uns den Weg zum ewigen Leben zu zeigen und zu öffnen; uns, die wir Sünder sind, zu retten. So schreibt der Apostel Paulus an Timotheus: „Christus Jesus ist in die Welt gekommen, um die Sünder zu retten. Von ihnen bin ich der Erste“ (1 Tim 1,15).

Jesus Christus hat für alle Menschen die Erlösung erwirkt, aber dieses von Ihm erwirkte überaus große Geschenk wird nicht automatisch – ohne unser Zutun – wirksam, denn sonst würde Gott uns und unsere Freiheit nicht ernst nehmen. Vielmehr wird sie erst dann wirksam, wenn wir Gott annehmen, und zwar so, wie Er sich in Jesus Christus geoffenbart hat. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt; wer mich aber liebt, wird von meinem Vater geliebt werden und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren“ (Joh 14,21). Umgekehrt bedeutet dies, dass niemand sich Christ nennen kann, wenn er nicht im Innersten, also mit ganzem Herzen, ganzer Seele, mit ganzer Kraft und ganzem Denken Gott annimmt (vgl. Lk 10,27).

In unserer Zeit, dies scheint den Gender- und Gleichberechtigungsbeauftragten noch nicht aufgefallen zu sein, überwiegt hingegen das „männliche Prinzip“ des Machens. Wir wollen alles selbst machen, selbst bestimmen, auf keinen Fall lassen wir uns bevormunden, auch wenn wir uns in Wirklichkeit nicht auskennen. Doch hat dieser Geist des „Selber-Machens“ im Hinblick auf den Glauben nichts mit dem Heiligen Geist zu tun. Ein Blick auf die Heilige Schrift lässt dies deutlich werden. Petrus hatte gerade erst Jesus als den Christus den Erlöser der

Welt bekannt – und der Herr versicherte ihm, dass er diese Erkenntnis nicht aus sich selbst hatte, sondern vom Vater (vgl. Mt 16,17). Im Anschluss an diese höchste Bestätigung fühlt sich Petrus in der Lage, auf die eigenen Fähigkeiten zu setzen und wird vom Herrn schroff verwarnt: Weiche Satan … „denn du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen“ (Mt 16,23).

Ein solches Verhalten findet sich bei der Gottesmutter Maria nirgends. Sie pries ihren Retter selig und konnte dies tun, weil sie Ihn ganz angenommen hatte. Sie wusste, dass der Herr diejenigen, die im Herzen voll Hochmut sind (vgl. Lk 1,51) zerstreut, die Mächtigen vom Thron stürzt und die Reichen leer ausgehen lässt. Damit sind vor allem jene gemeint, die es nicht nötig haben, ihre Hoffnung allein auf Gott zu setzen.

Daher warnt der Apostel Paulus alle Christen vor dem Götzendienst (vgl. 1 Kor 10,14). Götzen können unterschiedliche Formen und Gestalten annehmen, es kann der Eigensinn, der Zeitgeist, das Geld, Sex oder andere Gottheiten sein, denen man dient. Weil aber niemand zwei Herren dienen kann (vgl. Lk 16,13), wird Paulus im Brief an die Korinther sehr deutlich, wenn er schreibt: „Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der Dämonen“ (1 Kor 10,21).

Es ist ein Problem unserer Zeit, dass wir meinen, immerfort Kompromisse machen zu müssen, zu allem ja zu sagen. Doch so tun wir am Ende, was die Menschen wollen, nicht was Gott will, und kompromittieren die Botschaft des Heils. Maria hat das Gegenteil getan, sie hat einzig und allein dem Herrn gedient, wie das Magnifikat eindrucksvoll bezeugt.

2 Gute Früchte

Im Evangelium beklagt sich der Herr, dass es nichts nützt, wenn wir „Herr! Herr!“ sagen, aber nicht tun, was Er sagt (vgl. Lk 6,46). Wer so lebt, kann vieles erreichen, aber vor Gott kann er nicht bestehen. Jesus Christus hat sich nicht als die Beliebigkeit geoffenbart, sondern als der „Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Daher kann Ihm niemand folgen, der nicht auch die Wahrheit annimmt, die er selbst ist und die zum Weg des (ewigen) Lebens führt.

Wer sich auf Jesus Christus einlässt, der wird vielmehr das Haus des Lebens auf jenen Felsen bauen, der Gott ist. Wieder kann ein Blick auf die Jungfrau Maria helfen, das Gesagte besser zu verstehen. Wie groß und hoch waren die Wellen, denen die Gottesmutter Maria ausgesetzt war. Sie erlebte Flucht und Vertreibung von ihrem eigenen Volk, dabei war aus ihr der lang ersehnte Messias geboren worden. Sie erlebte, wie der einzige Erlöser der Welt Ablehnung und Widerspruch erfuhr. Sie erlebte, wie er von einem der Ihren verraten und verkauft wurde. Sie erlebte seinen Kreuzweg und bitteren Tod am Kreuz. Und doch war ihr Glaube so groß, dass trotz dieser größten Schwierigkeiten und Leiden die feindlichen Wellen ihr nichts anhaben konnten. Ihr Herz war eins geworden mit dem ihres Sohnes in der Kraft des Heiligen Geistes und so war sie die Tochter des Vaters. So zeigt sich an ihr, was es bedeutet, gute Früchte hervorzubringen. Dies kann nur gelingen, wenn wir mit Gott verbunden sind, denn Er ist der Gute. Dabei steht Maria nicht für das Selber-Machen (das „Männliche Prinzip“), sondern für das Empfangen. Sie empfing alles von Gott und wird mit Recht als „voll der Gnade“ seliggepriesen. Auf diese Weise wird Maria zum Modell für die Kirche, die sich von Gott her empfängt; sie wird zum Modell für einen jeden Gläubigen, denn Gnade und ewiges Leben können wir nur von Gott empfangen, nicht selber machen.

Schluss

In den großen Herausforderungen, die unsere Zeit mit sich bringt, dürfen, ja sollen wir vertrauensvoll den Blick auf Maria richten. Sie zeigt uns den Weg zu ihrem Sohn und damit zu jener Wahrheit, die zum ewigen Leben führt. Daher müssen wir neu von Maria lernen, indem wir alles von Gott erhoffen, erbitten und empfangen. Auf keinen Fall dürfen wir der Versuchung des Teufels erliegen, das im Sinn zu haben, was die Menschen wollen (vgl. Mt 16,23), sondern wir sollen dem folgen, was Gott will. So wie Maria es auf der Hochzeit zu Kana sagte: „Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5). Dann und nur dann wird der Blick auf das Große frei, das Gott uns durch seine Kirche schenkt.

Dem Beispiel des hl. Johannes Pauls II. folgend, der ein großer Marienverehrer war, sollen auch wir uns unter den Schutz der Gottesmutter Maria stellen. Er hatte sich – damit hat er für uns ein Vorbild von großer Aktualität hinterlassen – Maria geweiht und sogar sein Papstwappen spiegelte das Totus tuus Maria wider. Unter Mariens Schutz und ihrem Beispiel folgend, wird es möglich sein, die großen Herausforderungen unserer Zeit zu meistern und den Blick vertrauensvoll auf den Herrn zu richten. Denn die „Welt braucht Gott und die Zeugen aus seiner Kirche.“ Amen.

Referenten

Dr. Monika Born ist 1942 in Essen geboren. Sie studierte Germanistik und Pädagogik. Nach ihrem Studium wirkte sie als Erzieherin, Lehrerin und Fachleiterin für Deutsch. 1977 promovierte Frau Dr. Born in Pädagogik und erhielt Lehraufträge für Kinder- und Jugendliteratur an der Universität Essen. Von 1979 bis 2006 war sie Dozentin für Deutsch und Pädagogik am Institut für Lehrerfortbildung in Mülheim, einer Einrichtung der fünf Bistümer des Landes NRW. Von 1989 bis 2001 war sie Mitglied der Jury zum Kath. Kinder- und Jugendbuchpreis. Ihre Veröffentlichungen befassen sich mit Themen der Pädagogik, der Deutschdidaktik sowie der Kinder- und Jugendliteratur. Dr. Born war Bundesvorsitzende des Verbandes Deutscher Katholischer Lehrerinnen. In ihren Vorträgen greift sie gerne Themen katholischer Autoren auf. Veröffentlichungen u. a.: „Wegen der Kinder", Würzburg,, 2004; Jugendtrends – anpassen oder gegensteuern, Köln, 1994; Sexueller Missbrauch – ein Thema für die Schule?, Pfaffenweiler, Centaurus-Verl.Ges., 1994

2003: Kinder und Jugendliche brauchen Freiräume und Grenzen. Gewissensbildung bei jungen Menschen
2011: Konversion und literarisches Werk. Gertrud von le Fort
2016: Bekenner und Kämpfer für den Glauben. GK Chesterton
2018: Das Lied von Bernadette. Roman von Franz Werfel
2019: Georges Bernanos: Das Tagebuch eines Landpfarrers
Welt der Sünde – Welt der Gnade
2020: Feindesliebe verwandelt. Literarische Texte als Beispiele
2021:Der Weg des Konvertiten J.H. Newman in die katholische Kirche – in die wahre Freiheit – Was sagt er dazu in seiner „Apologia"?

„Das ist der von Benedikt XVI. immer wieder beklagte Relativismus, der heute konkret ist z. B. im Genderwahn, in der willkürlichen Veränderung der Sprache und des Geschlechts, in der Abwertung der Ehe von einem Mann und einer Frau, in Abtreibung und Euthanasie als angeblichen „Menschenrechten", leider auch in der Anmaßung, die Kirche, ihre Lehre und Liturgie in eigener Machtvollkommenheit konstruieren zu wollen."

Msgr. Dr. Markus Hofmann, Regens des Erzbischöflichen Priesterseminars Köln, ist von Papst Benedikt XVI. zum Kaplan Seiner Heiligkeit mit dem Titel Monsignore ernannt worden. Die Ernennungsurkunde überreichte Erzbischof Kardinal Joachim Meisner am 5. Sept. 2010 im Priesterseminar.
Markus Hofmann wurde im März 1968 geboren und empfing 1995 die Priesterweihe. Seine erste Kaplansstelle trat er 1995 in St. Franziskus-Xaverius in Mörsenbroich an. Die Jahre von 1998 bis 2003 verbrachte er im Bistum Augsburg. Von 2003 bis 2009 wirkte Hofmann als Direktor des Erzbischöflichen Theologenkonviktes in Bonn, seine damalige Wohnsitzpfarrei war die Basilika minor St. Martin in Bonn. Ab September 2009 war er Regens des Erzbischöflichen Priesterseminars in Köln. Er promovierte bei Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus.
2010 wurde er von Papst Benedikt XVI. zum Kaplan Seiner Heiligkeit (Monsignore) ernannt. Hofmann leitete das Priesterseminar bis April 2015, Von Erzbischof Rainer Maria Woelki wurde er zum Bischofsvikar für die Ordensgemeinschaften und die internationale katholische Seelsorge im Erzbistum Köln berufen, ein Amt, das er bis zur Ernennung zum Generalvikar innehatte.
Bereits 2012 wurde Hofmann in der Nachfolge von Rainer Maria Woelki, der Erzbischof von Berlin geworden war, zum residierenden Domkapitular an der Hohen Domkirche zu Köln ernannt. Im März 2018 berief Erzbischof Woelki Hofmann mit Wirkung zum 1. Mai 2018 zum Generalvikar des Erzbischofs von Köln, in der Nachfolge von Dominik Meiering. 2022 ließ sich Markus Hofmann als Generalvikar entpflichten .

„Jean-Marie Vianney lebte, zelebrierte und verkündigte nicht sich selbst, sondern existierte ganz und gar für sein Priestertum. Er fand seine Identität in der Identität des Priesters Jesus Christus. „Ein guter Priester tut gut daran, sich jeden Morgen Gott als Opfer darzubringen!“, sagt uns der heilige Pfarrer.“

2011 Den Schutz der Mutter suchen – Die Weihe an Maria
2022 Seelsorge vom Feinsten. Das Zeugnis des hl. Pfarrers von Ars

Kaplan Prof. Dr. Dr. Alexander Krylov, 1969 geboren, ist Sohn einer russisch-deutschen Familie, studierte Geschichte, Psychologie und Wirtschaft und promovierte in Philosophie und Psychoanalyse in Moskau. Es folgte eine Tätigkeit als Professor für Wirtschaftswissenschaften und Prodekan an einer Universität der russischen Hauptstadt. 2000 wurde Krylov deutscher Staatsbürger.

Bevor er 2011 sein Theologiestudium für das Erzbistum Köln aufnahm, war er in Berlin als Professor und Leiter des Ost-West-Instituts an einer privaten Universität tätig. 2016 wurde er zum Priester geweiht und war anschließend in Kaarst tätig. Deus semper maior! Unter diesem Thema stand die Homilie des Kölner Neupriesters Kaplan Prof. Dr. Alexander Krylov bei seiner Primiz in der Kathedrale der Unbefleckten Empfängnis in Moskau.

Ich rufe dich bei deinem Namen: Das Erstkommunionbuch

Wie ich zum Mann wurde: Ein Leben mit Kommunisten, Atheisten und anderen netten Menschen (S.26)

„Es war in der Sowjetunion selbstverständlich, etwas, was dem Parteikurs nicht entsprach, negativ zu bewerten, egal, ob man es gelesen, gesehen oder gehört hatte. So gab es ein Buch, das nur wenige Menschen lesen durften, das aber jeder kritisieren sollte ... Das war die Bibel.

Einmal habe ich in der Bibliothek zwei atheistische Bücher entdeckt. – Die „Bibel für Gläubige und Ungläubige“ und das „amüsante Evangelium“. In beiden wurde der christliche Glaube verspottet und widerlegt, was für mich nicht neu war. Eine Entdeckung war, dass ich aus den Büchern zwischen den Zeilen erfahren konnte, was tatsächlich in der Bibel stand. Das „amüsante Evangelium“ erzählte, wie dumm die Familie und die Nachfolger Jesu waren: es erzählte, wie Jesus bei seinem ersten Wunder wegen seiner eigenen Vorliebe für Alkohol aus Wasser Wein gemacht hatte oder beim letzten Abendmahl eine Fußpflege stiftete. Es gab in diesem Buch auch etwas Wertvolles ... Am Anfang eines jeden neuen Kapitels konnte man die Originaltexte aus dem Evangelium lesen. … ich nahm diese Spottbibel mit, um mir daraus alle Bibelzitate abzutippen. ...Zum Schluss besaß ich mehrere Blätter mit meiner eigenen Ausgabe des Evangeliums. Die Kommunisten hatten Angst, dass eine frei zugängliche Bibel sowjetische Atheisten gläubig machen könnte. Und sie hatten recht.

Prälat Prof. Dr. Helmut Moll

Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für das Martyrologium des 20. Jahrhunderts
Geboren in Euskirchen 1944, Studium der Kath. Theologie und Geschichte in Bonn, Tübingen, Rom, Regensburg und Münster, Promotion 1973 bei Prof. Dr. Joseph Ratzinger in Regensburg.
Priesterweihe 1976, 1984 bis 1995 im Dienst der römischen Kurie, 1993 bis 2004 zusätzlich theologischer Konsultor für die Selig- und Heiligsprechungsverfahren; seit 1998 Beauftragter für Selig- und Heiligsprechungsverfahren im Erzbistum Köln. Ab 1996 Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für das Martyrologium des 20. Jahrhunderts;
2004 Professor für Exegese und Hagiographie an der Wissenschaftlichen Hochschule, Gustav-Siewerth-Akademie, in Weilheim– Bierbronnen.
Seit 2015 ist Moll Mitglied im wissenschaftlichen Beirat der Görres-Gesellschaft.

Epochales Werk:
Zeugen für Christus, 2 Bde,,Martyrologium des 20. Jahrhunderts,
Verlag Ferdinand Schöningh. ISBN 978-3-506-78012-6

„Die Kirche sah sich immer wieder der Verfolgung ausgesetzt. Die Märtyrer starben erstens eines gewaltsamen Todes, sie starben zweitens wegen ihres Bekenntnisses zu Christus und drittens, nicht einmal der nahe Tod hatte sie davon abbringen können, ihren Feinden zu verzeihen und sie zu lieben. So starben die Märtyrer wie Christus. Das deutsche Martyrologium hat deshalb den Titel „Zeugen für Christus“ gewählt. Die Verehrung der Märtyrer gilt daher im Letzten auch nicht ihrer Person, sondern demjenigen, als dessen Zeugen sie starben, nämlich Christus selbst.“

2006 Die Lehre von der Eucharistie als Opfer in den beiden ersten christlichen Jahrhunderten.
2018 Das christliche Martyrium im Spiegel seiner theologischen Kriterien.
2019 Heilige Ehepaare als Vorbilder für gebrochene Biografien von heute.
2020 „Die Liebe ... muss so in uns brennen, dass sie sogar die natürliche Todesfurcht überwindet“ (hl. Augustinus). Martyrium als Ausdruck christlicher Freiheit.
2021 Zeugen für Christus. Missionare und Missionarinnen in Asien aus dem deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts
2022 „Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit“ nach Lumen Gentium und die Heiligsprechung deutscher Glaubenszeugen in nachkonziliarer Zeit.

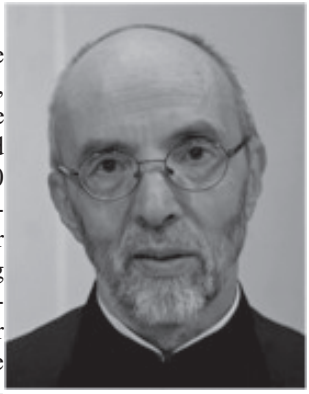
Prof. Dr. Marius Reiser (*1954) ist Professor für Neues Testament und war im Katholischen Fachbereich der Johannes-Gutenberg Universität in Mainz von 1991-2009 tätig. Wegen des Bologna-Prozesses, durch den er Lehre und Forschung an der Universität eingeengt und eingeschränkt sieht, hat er die Universität verlassen. Er forscht weiterhin in seinem Fachbereich und hält wissenschaftliche Vorträge in Akademien, Bildungsstätten und religiös engagierten Gemeinschaften. Seine Forschungsschwerpunkte sind Philologie, hellenistische Umwelt und Eschatologie des Neuen Testaments. Er verfasst zahlreiche Rezensionen, Aufsätze, Lexikonartikel und Monographien. Seine Veröffentlichung 2021: Und er wurde vor ihren Augen verwandelt, Herder-Verlag ISBN-10 3451391600

„Ein gründlicher Blick in die Geschichte macht demütig. Die Maria des Magnifikats hat einen solchen Blick getan und gilt der gesamten christlichen Tradition als Muster der Demut, ja als die Demütigste der Demütigen."

Benedikt XVI., Jesus von Nazareth, Bd II, S. 11: „Besonders wichtig scheint mir das Buch *Bibelkritik und Auslegung der Heiligen Schrift (2007)* von Marius Reiser, der eine Reihe von vorher veröffentlichen Aufsätzen aufnimmt, zu einem Ganzen formt und wichtige Orientierungen für neue Wege der Exegese bietet, ohne das bleibende Bedeutende der historisch-kritischen Methode aufzugeben. ...Natürlich ist diese Verbindung zweier ganz unterschiedlicher Weisen von Hermeneutik eine immer neu zu bewältigende Aufgabe. Aber sie ist möglich, und durch sie werden in einem neuen Kontext die großen Einsichten der Väter-Exegese wieder zur Wirkung kommen können, wie gerade das Buch von Reiser zeigt."

2016 Was geht uns die Apokalypse an
2017 Demut und Geschichte im Magnificat der niedrigen Magd
2018 Weltliches Christentum nach John Henry Newman
2019 Die Neugestaltung von Ehe und Familie im frühen Christentum
2021 Jesus und die Kinder
2022 Die Jungfrau von Orléans und ihre Tugenden
2023 Die Befreiung der katholischen Exegese im 20. Jahrhundert

Pfarrer Wolfgang Tschuschke



ist 1948 in Göttingen geboren. Er absolvierte das Studium der ev. Theologie in Göttingen, Tübingen und Heidelberg. 1976 erhielt er die Ordination als lutherischer Hilfspfarrer und Pfarrer in Sibbesse bei Hildesheim. Nach 10 Jahren im Dienst der evangelischen Kirche entschied er sich 1986 zur Konversion. Nach einer Übergangszeit in Behringersdorf bei Nürnberg erhielt er 1991 die Priesterweihe. Danach übernahm er verschiedene Seelsorgsaufgaben in der Erzdiözese Bamberg. Ab 2004 übernahm er die Seelsorge im Klinikum am Bruderwald in Bamberg und wirkte dort bis zu seiner Emeritierung 2018. „Meine Grunderfahrung als evangelischer Pfarrer und katholischer Priester: Der Priester wird in ganz anderem Maß in Anspruch genommen, und zwar durch Gebet und Gottesdienst und von den Gläubigen." Im Protestantismus gibt es hier keine Verpflichtungen. Freilich soll ein Pfarrer ein Leben des Gebetes führen und mit der Heiligen Schrift leben. Aber er hat keine verpflichtende Regel."

2020: Leitplanken auf dem Weg – Gebote (Dekalog, Kirchengebote und Hauptgebot der Liebe) als Schutz für die Freiheit
2022 Die lichtreichen Geheimnisse des Rosenkranzes
2023 „... die katholische Kirche in ihrer Autorität und Präzision"(Romano Guardini) - Religiös gegründeter Gehorsam des Willens und Verstandes gemäß den Weisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Am Kreuz zeigt sich die Ablehnung Jesu als Herrn, Christus und Sohn Gottes. „Er aber erträgt diese Ablehnung und gibt sich in den Tod, nimmt den Tod auf sich. Damit erweist er sich als der Gottesknecht, den der Prophet Jesaja verkündet hat. „Mein Knecht, der gerechte, macht die vielen gerecht; er lädt ihre Schuld auf sich" (Jes 53,11). Jetzt zeigt sich, dass das, was Mose in den kultischen Bestimmungen des Gesetzes verkündet hat, seinen Sinn nicht in sich selbst hatte. Vielmehr war es Vorausbild. Am Kreuz wird das mosaische Kultgesetz erfüllt und kommt damit an sein Ende. Tieropfer und Tempelgottesdienst sind jetzt Vergangenheit. Das Blut Christi besiegelt den Neuen Bund. Jetzt gilt ein neuer Kult. Beim Letzten Abendmahl setzt Jesus, der Herr, ihn ein: „Nehmt und esst, das ist mein Leib … das ist das Blut des Neuen und ewigen Bundes."

Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann, geboren 1976 in Bremen als zweites von sieben Kindern, ließ sich nach dem Abitur zum Reserveoffizier für die deutschen Fallschirmjäger ausbilden. Anschließend absolvierte er ein Studium der *Humanities* am Cheshire College (USA) mit dem Diplom. Es folgte ein zweijähriges Pastoralpraktikum in Mexiko-Stadt. 2004 erwarb er den Bachelor in Philosophie am Pontificio Ateneo *Regina Apostolorum* in Rom. Das Studium der katholischen Theologie schloss er 2006 mit dem Diplom an der KU Eichstätt ab. Im selben Jahr erfolgte die Diakonatsweihe. Nach seiner Priesterweihe 2007 promovierte er 2010 zum Thema „Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger". 2013 erwarb er einen weiteren Doktorgrad in Bioethik mit dem Thema „Bioethik in einer säkularisierten Gesellschaft. Ethische Probleme der Präimplantationsdiagnostik". Seit 2008 doziert Ralph Weimann vor allem an der Päpstlichen Universität des Heiligen Thomas von Aquin (*Angelicum*), und der Internationalen Online-Universität *Domuni*. Seit 2008 ist Ralph Weimann Mitglied im „neuen Ratzinger Schülerkreis" und in der Görresgesellschaft. Er hat das einjährige Studium (Master/ Diplom) der Theologie J. Ratzingers/Benedikt XVI. bereits zweimal in Rom organisiert. Seit 2015 ist Ralph Weimann Militärpfarrer im Nebenamt für die deutschen Soldaten und deren Familien in Italien. Publikationen :
„Wegweisung für verunsicherte Christen" (erschienen Juni 2021 im Fe-Medienverlag). ISBN-13: 9783717113348
Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger. Prinzipien der Kontinuität. (Deutsch) Taschenbuch. ISBN-10: 3506773755
Bioethik in einer säkularisierten Gesellschaft. Ethische Probleme der PID (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft) (Deutsch) Taschenbuch ISBN-10: 9783506782748

„Unter Mariens Schutz und ihrem Beispiel folgend, wird es möglich sein, die großen Herausforderungen unserer Zeit zu meistern und den Blick vertrauensvoll auf den Herrn zu richten. Denn die Welt braucht Gott und die Zeugen aus seiner Kirche."

2019 Kirchenkrise – Glaubenskrise. Lösungsansätze und Sackgassen
2021 Glaubensweitergabe heute. Worauf es wirklich ankommt.
2021 Ort der Sehnsucht und Geborgenheit: die Kirche
2022 Der Glaube und die Kirche – notwendig für das ewige Leben
2023 Schwierigkeit mit der richtigen Interpretation des Konzils. Ursachen, Hintergründe und Lösungsansätze